

Hessisches Pfarrblatt

Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

Die Zukunft des Pfarrberufs und des Pfarrhauses
Vortrag bei der Tagung „Pfarrer und Pfarrhaus –
Geschichte und Gegenwart“ am 10. Mai 2014 **115**

Kirchliche Bindungsprozesse semiotisch rekonstruiert
Mitglieder gewinnen **122**

Jubiläum eines kurhessisch-waldeckischen „Extras“
25 Jahre Pastoralpsychologischer Dienst **128**

Ordnung als Überlebenskampf
Im Amt sterben oder aufräumen **130**

Liebe Leserin, lieber Leser,

sicherlich kennen Sie das: Um die Fülle der Aufgaben eines Tages möglichst effizient zu erledigen, machen wir gerne vieles gleichzeitig. Manchmal erwische ich mich dabei, auf der Autobahn aufs Handy zu lunsen und den E-Mail-Eingang zu checken. Oder beim obligatorischen Gespräch mit der Sekretärin verstoßen auf die Schlagzeilen von Spiegel Online zu blicken. Selbst die 30 Sekunden, die es nach dem Knopfdruck dauert, bis der Kaffee aus dem Vollautomaten geflossen ist, nutze ich noch schnell für eine SMS oder ein paar Unterschriften – nur keine Zeit ungenutzt verkommen lassen!

Hinter dem, was früher anerkennend „Multitasking“ genannt wurde, steckt in Wahrheit die irri- ge Vorstellung, wir könnten jede Minute unseres Alltags, jeden Augenblick unseres Lebens durch parallele Erledigung mehrerer Dinge möglichst effizient nutzen. Und irgendwie müssen wir das ja auch, schließlich heißt es bei Paulus: „Kauft die Zeit aus!“ (Eph 5,16) – oder?

Dass Gottes Ökonomie ganz anders funktioniert, wurde mir in einem Gottesdienst neu- lich mal wieder auf eindrückliche Weise be- wusst. Das Gleichnis vom vierfachen Acker wurde dahingehend gedeutet, wie verschwenderisch Gott mit seinen Ressourcen umgeht, und zu welch unglaublichen Renditen das dennoch führt. Er ist ja gar nicht so vermeintlich effektiv wie wir Menschen, die wir mit immer weniger Ressourcen immer hö- here Erträge erzielen wollen. Seine Großzügigkeit zeigt sich schon bei einem Blick in die Natur: Nicht *eine* Pflanze mit *einer* Frucht und *einem* Kern bringt *eine* neue Pflanze hervor. Sondern ein ausgewachsener Apfelbaum trägt jedes Jahr 3.000 Äpfel mit zusammen 60.000 Kernen, und aus jedem von ihnen kann ein neuer Baum erwachsen.

Ob wir, so fragte der Prediger, mit unserer Zeit nicht ebenso großzügig umgehen soll- ten? Nicht kleinlich bei dem Versuch, so mög- lichst effizient zu nutzen, sondern verschwen- derisch: Freunden gegenüber, mit denen wir uns zweckfrei treffen, ohne etwas zu planen oder zu besprechen. Fremden gegenüber, de- nen wir zuhören, ohne zu überlegen, wie sie uns helfen könnten. Uns selbst gegenüber, in-

dem wir uns Auszeiten gönnen, ohne in Ge- danken schon wieder beim Programm des nächsten Tages zu sein. Ungenutzte, zweck- freie Zeit, ist eben keineswegs verlorene Zeit. Manches von dieser geradezu göttlichen Großzügigkeit wird tatsächlich „unnützlich“ sein. Anderes aber Frucht bringen: 30-, 60-, 100-fach.

Gottes Großzügigkeit ist darin zu erkennen, dass wir uns keinem wirtschaftlichen Effektivitätsdrang unterwerfen müssen. Sein Segen selbst ist es, der das Wachstum bringt, dort, wo es ihm gefällt. Das neu zu begreifen könn- te uns nicht zuletzt im Pfarramt gut tun. In- wiefern darüber hinaus auch das Aufräumen dazu beitragen kann, beleuchtet auf eine hu- moristische Art und Weise Heidrun Strippel, die Tipps gibt, pfarramtliches Chaos zu bewäl- tigen (S. 130).

Auf welche Zukunft der Pfarrberuf mögli- cherweise zugeht, zeigt Bischof Martin Hein durch einen Vortrag aus dem Mai dieses Jah- res (S. 115). Über die Geschichte und Gegen- wart des Pastoralpsychologischen Dienstes in der EKKW berichtet Susanna Petig ab Seite 128, und einen ganz besonderen Beitrag bie- tet Steffen Merle (S. 122): Unter der Über- schrift „Mitglieder gewinnen“ und vor dem Hintergrund der fünften Kirchenmitglied- schaftsuntersuchung skizziert er die Kernge- danken und wichtigsten Ergebnisse seiner Doktorarbeit, in der er die virulente Kirchen- eintrittsthematik semiotisch analysiert hat. Die durch den kurhessischen Pfarrverein ge- förderte Promotion bietet für die Reflexion pfarramtlicher Praxis Anknüpfungspunkte in der Frage, wie Kirche ihre Attraktivität besser zur Geltung bringen kann.

Nun schenke uns Gott im besten Sinne „un- nützlich“ Zeit und die Erfahrung, dass er sie un- ter seinen Segen stellt. Mit allen guten Wün- schen für eine anregende Lektüre

Ihr Ingo Schütz

Die Zukunft des Pfarrberufs und des Pfarrhauses

Martin Hein

I. Die Fragestellung

Schon die Formulierung meines Themas zeigt, dass wir es in den letzten Jahren mit einer neuen Fragestellung in Bezug auf das Pfarramt zu tun bekommen haben: Die Zukunft des Pfarrberufs *und* des Pfarrhauses – wer hätte das vor dreißig oder fünfzig Jahren in *einem* Atemzug genannt? Die Veränderungen, die der Pfarrberuf durchläuft, spiegeln sich inzwischen auch in der Haltung gegenüber dem Wohnen im Pfarrhaus – sowohl bei den Gemeinden als auch bei den Bewohnern. Residenzpflicht und Präsenzpflicht werden zunehmend als eine der *Zumutungen* des Pfarramts empfunden, während das Wohnen im Pfarrhaus früher einmal ein *Privileg* war. Andererseits stellt die Bereitstellung von Pfarrhäusern für die Landeskirchen eine erhebliche finanzielle Herausforderung dar und muss im Rahmen strategischer Haushaltsplanungen wohl bedacht werden. Damit taucht neben der konzeptionellen auch die finanzielle Frage auf, die das Thema nicht eben vereinfacht. Ich möchte versuchen, beide Aspekte kopräsent zu halten.

Gleichwohl gehe ich nicht so weit, von einer „Krise“ des Pfarramts zu sprechen. Die Rede von der Krise wird leicht inflationär. Aber die Tatsache, dass in den letzten Jahren eine Fülle von Untersuchungen, Befragungen, wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern zum Thema „Pfarramt“ erschienen ist, die nach der Rolle von Pfarrern und Pfarrerinnen in der Kirche fragen, nach dem Selbstverständnis und der Fremdwahrnehmung, zeigt deutlich, dass hier etwas in Bewegung geraten ist.

Die Eule der Minerva fliegt bekanntlich in der Abenddämmerung. Zum Thema wird, was ein Problem ist. Die jüngste Kirchenmitgliedschaftserhebung der EKD „Engagement und Indifferenz“ zeigt, dass die Rolle der Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur in der Wahrnehmung „von außen“, sondern auch in der der Kirchenmitglieder (und zwar gerade der „indifferent Distanzierten“) als sehr hoch bewertet wird – ganz gegen den Trend einer gewissen Selbstrelativierung des Pfarramts im Verhältnis zu den Ehrenamtlichen, die in der

Pfarrerschaft in den letzten Jahrzehnten Raum griff und für die es durchaus gute theologische und ekklesiologische Gründe gibt. Das löste eine nicht geringe Verunsicherung aus.

Ich möchte im Folgenden stärker die Perspektive der kirchlichen Praxis entfalten und weniger auf die Vielzahl von Konzepten und Entwürfen eingehen, die zum Thema vorliegen. Die Frage muss zunächst lauten: Was ist der Fall? Oder noch vorsichtiger: Wie stellt sich aus kirchenleitender Sicht dar, was der Fall ist? Trotz einiger vorliegender Befragungen und Untersuchungen zur Berufszufriedenheit von Pfarrer und Pfarrerinnen gibt es aus meiner Sicht keine konsistenten und verallgemeinerbaren „Trends“, sondern eher eine Fülle von Einzelbeobachtungen.

Eine These stelle ich voran: Vom „Pfarrhaus“ zu reden, als sei es eine verallgemeinerbare Größe und eine kulturelle Konstante, hat keine Plausibilität mehr. Längst müssen wir von *Pfarrhäusern* im Plural reden. Und angesichts der hohen Ausdifferenzierung des pfarramtlichen Dienstes stellt sich die Frage, ob wir nicht auch differenzierter von den verschiedenen Berufsgestalten des *einen* Amtes reden und Modelle höherer Flexibilität denken müssen. Das eine Amt zeigt sich in einer Vielzahl von Ausgestaltungen, die von Außenstehenden wahrscheinlich oft nur mit Mühe als demselben Beruf zugehörig wahrgenommen werden können. Und folglich gibt es auch eine Vielzahl von Erwartungen und Notwendigkeiten, Präsenz und Residenz wahrzunehmen.

So muss ich zu Beginn zwei Konzessionen machen. Die erste lautet: Ich habe vor allem das Gemeindepfarramt im Blick, weil wir nur hier zugleich die Frage des Pfarrhauses mit bedenken müssen. Funktionspfarrämter – und dazu gehören als eigenes Thema auch zunehmend die im eigentlichen Sinn leitenden Ämter – betrachte ich nur am Rande.

Und die zweite Konzession ist vielleicht noch wichtiger: Ich gehe davon aus, dass wir in den nächsten zehn Jahren keine gravierenden Veränderungen in der Finanzierung der Kirche oder in der „volkskirchlichen“ Gestalt unserer Kirchlichkeit erleben werden. Wenn

ich von einer stärkeren „Flexibilisierung“ unserer Wahrnehmung und Handlungsoptionen spreche, tue ich dies unter der Voraussetzung einer ziemlichen Stabilität der jetzigen Verhältnisse.

Überlegungen zu „Nebenerwerbspfarrämtern“, „Stiftungspfarrämtern“ oder noch weiter gehenden Modellen pastoraler Ehrenamtlichkeit im Gefolge von Dietrich Bonhoeffer liegen mir derzeit fern. Sie sind im Moment nur Einzellösungen. Es ist sicher kein Fehler, immer auch einen Blick auf Kirchen in der weltweiten Ökumene zu werfen, die grundlegend anders organisiert und anders gesellschaftlich verankert sind als wir. Doch geht es mir derzeit darum, möglichst konkret eine Perspektive auf der Basis eines sich verändernden, aber nicht eines völlig anderen Status quo zu werfen. Man muss die 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft nicht nur alarmistisch lesen; man kann sie auch als Ausdruck einer erstaunlichen Stabilität lesen. Und zu diesem Realismus neige ich einstweilen.

II. Es ist komplex und manchmal kompliziert: Ein Beispiel

Die Situation von Pfarrstellen und Pfarrhäusern ist komplex geworden – und bisweilen auch kompliziert. Ich möchte, stark vereinfacht und modellhaft, darstellen, wie schon in einer relativ kleinen und scheinbar überschaubaren Region, wie sie für unsere Landeskirche typisch ist, die Verhältnisse sein können.

Stellen Sie sich eine Stadt vor, die wie viele unserer Städte durch Zusammenschluss von umliegenden Dörfern eine Größe von rund 25.000 Einwohnern erreicht hat. Es gibt 5 Kirchengemeinden, die in 8 Bezirke aufgeteilt sind. 7 Pfarrfrauen und Pfarrer sind auf 6 $\frac{3}{4}$ Stellen verteilt. Diese bewohnen insgesamt 5 Pfarrhäuser innerhalb ihrer Gemeinden, ein Pfarrhaus steht außerhalb der Gemeinde. Es zeigt sich hier schon eine Struktur, die für Außenstehende nicht einfach zu durchschauen ist. Näher betrachtet wird deutlich, dass wir selbst in dieser scheinbar traditionellen Region auf fast kein „normales“ Pfarramt mehr stoßen – „normal“ freilich nach einem Standard, den es zu befragen gilt. Es ist vielmehr alles im Fluss. Eine der Pfarrstellen ist inzwischen von der Bemessungszahl her so klein geworden ist, dass der Pfarrstelleninhaber einen Zusatzauftrag benötigt, damit die Pfarrstelle eine 100%-Stelle bleiben kann, zwei andere müssen demnächst neu aufgeteilt

werden. An die Stelle traditioneller Gemeinden treten – in ihrer Aufteilung durchaus wechselnde – Gemeindebezirke. Das hat Auswirkungen auf das Wohnen im Pfarrhaus, denn wir haben in Kurhessen-Waldeck die Regel, dass ein Pfarrhaus künftig nur noch für eine ganze Stelle vorgehalten werden soll, dann aber mit Residenz- und Präsenzpflicht.

Innerhalb einer Gemeinde der gedachten Region finden wir nun jeweils eine ganze Pfarrstelle, eine drei Viertel Pfarrstelle und eine halbe Pfarrstelle. Trotzdem wohnen, bisher jedenfalls, beide Stelleninhaber bzw. Stelleninhaberinnen der Teilstellen in einem Pfarrhaus: die eine, weil das alte Pfarrhaus, das vor Zusammenlegung der Gemeinden vorhanden war, noch weiter genutzt werden soll, der andere, weil er, wenn man so will, *zufällig* mit einer Pfarrerin, die eine der ganzen Stellen innehat, verheiratet ist. Die halbe Pfarrstelle wurde über lange Jahre davor von außerhalb versorgt – der Inhaber wohnte fast 80 km weit entfernt!

Die Inhaber der ganzen Pfarrstellen wohnen in Pfarrhäusern. Aber, wie schon angedeutet, wurde eines dieser Pfarrhäuser, als die Gemeinde in den 70er Jahren stark anwuchs, dazugekauft und steht nicht im Bereich der Gemeinde. Es wird auch nicht im traditionellen Sinne als Pfarrhaus „inmitten der Gemeinde“ wahrgenommen. Hier ist die Residenzpflicht aus ganz pragmatischen Gründen aufgehoben worden. Auf der anderen Seite steht in der Nachbargemeinde eine Doppelhaushälfte leer, weil die dazugehörige Pfarrstelle aufgelöst wurde.

Wichtig ist zu sehen, *wer* in diesen Pfarrhäusern wohnt und *wie*. Denn hier zeigt sich, dass nicht nur die äußere Konstellation kompliziert geworden ist, sondern auch die innere. Ein Singlehaushalt entspricht schon nicht dem traditionellen Bild der „Pfarrfamilie“. Wie ist es mit einem Pfarrerehepaar, das sich nicht eine Stelle teilt, sondern zwei Pfarrstellen innehat, womöglich mit der „Komplikation“, dass eine der beiden Stellen eine kombinierte Pfarrstelle ist mit einer „landeskirchlichen Hälfte“, vielleicht sogar übergemeindlich? Pfarrerehepaare stehen überhaupt vor ganz eigenen Herausforderungen der Gestaltung des Lebens im Pfarrhaus. In einem der anderen Pfarrhäuser wohnt eine Pfarrerin, die mit einem Kirchenbeamten verheiratet ist, der damit auch kein klassischer „Pfarrmann“ ist, selbst wenn er sich

kirchlich beruflich und ehrenamtlich engagiert.

Andere Stelleninhaber bzw. Stelleninhaberinnen sind mit Partnern verheiratet, die Berufe außerhalb der Kirche haben und daher in der Gemeinde kaum präsent oder nur punktuell engagiert sein können. Man muss deutlich sehen, dass die Lebens- und Arbeitsrhythmen dieser Paare und ihrer Familien sehr unterschiedlich sind.

Die Frage nach der Berufstätigkeit des Partners, der Erreichbarkeit seines Arbeitsplatzes oder der Möglichkeit, in einem Pfarrhaus einen unter Umständen kommerziellen Arbeitsplatz einzurichten, spielt bei Bewerbungen zunehmend eine Rolle. Auch die Familienkonstellationen sind sehr unterschiedlich: von Alleinstehenden bis zur scheinbar klassischen Pfarrfamilie ist alles anzutreffen, und das „scheinbar“ bezieht sich darauf, dass bei näherem Hinsehen auch hier differenziert werden muss. Denn das Engagement von Familienangehörigen in der Gemeinde ist aus mancherlei Gründen, die sich dem modernen Berufsleben und vor allem den Veränderungen im Schulsystem verdanken, keineswegs selbstverständlich.

Eine weitere Veränderung gegenüber dem bisherigen Pfarrhaus mit seiner Einheit von Leben und Arbeiten ergibt sich daraus, dass – auf unser Beispiel bezogen – nur in zweien der Pfarrhäuser bzw. Pfarrhaus-Gemeindehauskomplexen auch das Pfarrbüro bzw. das Gemeindebüro untergebracht ist. Einige Gemeinden haben externe Gemeindebüros mit regulären, an den Arbeitszeiten der Gemeindeglieder orientierten Öffnungszeiten. Das führt dazu, dass die Pfarrhäuser, wiewohl in einigen Fällen zentral gelegen, kaum noch Anlaufstellen für Publikumsverkehr sind. Das ist vielleicht eine der stärksten Veränderungen, und von daher wird die Residenzpflicht angefragt: Wozu noch ein Pfarrhaus, wenn der gemeindliche Arbeitsplatz nicht mehr im Pfarrhaus zu finden ist und viele, vor allem zugezogene Gemeindeglieder mit geringer kirchlicher Bindung in der genannten Region oft gar nicht mehr wissen, wo der Pfarrer bzw. die Pfarrerin wohnt?

In Summa: Schon in einer recht überschaubaren Situation, die wir so oder ähnlich in vielen Regionen unserer Landeskirche finden, treffen wir auf eine komplexe Vielfalt von Wohn-, Lebens- und Arbeitsstilen. Keines der

Pfarrhäuser entspricht vollständig dem herkömmlichen Bild, das noch in vielen Köpfen anzutreffen ist und gerade bei Konflikten immer wieder als vermeintliche Norm auftaucht: Der Stelleninhaber ist verheiratet, die Partnerin oder der Partner engagiert sich stark in der Gemeinde, die Kinder sind z.B. musizierend involviert, das Pfarrhaus ist ein offenes Haus und neben Gemeindehaus und Kirche ein Anlaufpunkt für die Gemeinde. Das gibt es auch noch, und es soll nicht der Eindruck entstehen, dass diese Konstellation von mir in Frage gestellt würde. Doch sie ist nicht mehr selbstverständlich, sondern eine persönliche Entscheidung. Neben dieser Konstellation gibt es eben eine Vielzahl von anderen Konstellationen. Wollen wir die Frage nach der Zukunft des Pfarramtes und des Pfarrhauses unvoreingenommen betrachten, müssen wir uns das deutlich vor Augen halten.

Eine letzte Schwierigkeit will ich wenigstens erwähnen. In allen Regionen wird es zu Veränderungen im Zuschnitt der Pfarrstellen kommen bzw. sind solche schon im Gang. Im Grunde müssen wir uns bei jeder Veränderung die Pfarrhausfrage neu stellen. Viele Häuser sind, vor allem unter Energiegesichtspunkten, renovierungsbedürftig. Die Frage: Renovierung, Neubau, Ankauf oder Aufhebung der Residenzpflicht stellt sich immer häufiger. Auch das nötigt dazu, über die Frage nach Aufgabe und Funktion dieses für das Verständnis von Pfarramt fundamentalen Punktes neu nachzudenken. Wir müssen kirchenleitend eine hohe Beweglichkeit zeigen, um zu ermöglichen, auf individuelle Konstellationen zu reagieren. Hält man an der Residenzpflicht als Normalfall fest, ist das eine Aufgabe, die wir mit den Betroffenen zusammen lösen müssen, was es nicht immer einfach macht – vor allem dann, wenn die Erwartungen von Stelleninhabern bzw. Bewerbern und der Gemeinde weit auseinanderliegen.

III. Pfarrhaus und Lebensstil

Im kollektiven Gedächtnis ist das Pfarrhaus ein Hort der „Bildung“ und des modellhaft bürgerlich-christlichen Lebens inmitten der Gemeinde. Aber längst wohnen im Pfarrhaus nicht nur „klassische“ Bildungsbürger, und längst wohnen selbst in Dörfern auch andere Vertreter akademischer oder alternativer Lebensstile, so dass das Pfarrhaus hier kein Alleinstellungsmerkmal mehr hat. Die Öffnung des Pfarrberufs für alle gesellschaftlichen

Schichten über die Bildungsreformen der 1970er Jahre hat, zum Wohl der Kirche, massive Veränderungen gebracht. Der Pfarrer oder die Pfarrerin als „Gelehrte“ im traditionellen Sinne sind ein eher seltenes Modell geworden und werden so auch kaum noch wahrgenommen, selbst wenn unsere Ausbildung dieses Ideal – vielleicht aus gutem Grund! – weiterhin kultiviert.

In der Folge finden wir im Pfarrhaus „alternative“ Lebensstile aller Art, die sich nicht mehr pauschalisieren lassen. Darin spiegelt sich natürlich eine gesellschaftliche Entwicklung. Aber wie kann dann ein neues Pfarrhausideal aussehen? Und in welchem Verhältnis steht es zur Berufsauffassung der Stelleninhaber? Ich spüre hier ein Defizit auch in der theologischen Reflexion, vor allem im Bereich der Ekklesiologie. Da ist uns mit der Aufarbeitung empirischer Untersuchungen allein nicht geholfen.

Die Anmutungen an Pfarrer und Pfarrerrinnen sind in dieser Hinsicht diffus. Die Erwartung, dass im Pfarrhaus eine klassische Pfarrfamilie wohnt, ist ja durchaus noch vorhanden und zeigt sich vor allem in Konfliktsituationen, ja manchmal spüre ich geradezu eine Sehnsucht danach, dass doch wenigstens das Pfarrhaus eine Kontinuität aufweise, die sonst kaum anzutreffen ist. Und obwohl wir seit mehr als fünfzig Jahren ordinierte Pfarrerrinnen haben, werden sie oft noch anders wahrgenommen als männliche Pfarrer: Von ihren Ehegatten, den Pfarrmännern, wird weniger erwartet, dass sie sich in der Gemeinde engagieren als von Pfarrfrauen. Und wo in Pfarrhäusern Pfarrer bzw. Pfarrerrinnen wohnen, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, ändert sich das Bild noch einmal.

IV. Öffentliche Verkündigung und öffentliches Leben

An dieser Frage macht sich eine Rollenunklarheit des Pfarrberufs fest, die kurz zu beleuchten ist. In einem bemerkenswerten, leider bisher unveröffentlichten Positionspapier machen Gabriele und Peter Scherle¹ darauf aufmerksam, dass es gerade in der religiösen Marktsituation einer öffentlichen Theologie bedürfe, die sich nicht in die Residuen etablierter Nischen zurückzieht, sondern offensiv und deutlich, vor allem: auf hohem Niveau,

öffentlich das Anliegen des christlichen Glaubens vertritt. Das wird nach wie vor die Aufgabe von studierten, ja „gelehrten“ Pfarrerrinnen und Pfarrern sein müssen, die auch deswegen ihre Ordination erhalten. Auch wenn das Pfarrhaus kein Ort traditioneller „Gelehrsamkeit“ mehr ist – oder nur in Ausnahmefällen –, so sollte es doch auf jeden Fall ein Ort zeitgemäßer Intellektualität sein.

Für Gabriele und Peter Scherle steht fest, dass die Ansprüche an das Theologiestudium und die Fort- und Weiterbildung von Pfarrern und Pfarrerrinnen, gerade was die Theologie betrifft, eher vermehrt werden sollten, anstatt sie, wie mancherorts gefordert, abzusinken.

Das leuchtet auch deshalb ein, weil das gesellschaftliche Gesamtbildungsniveau gestiegen ist. Ich empfinde das als einen sehr bemerkenswerten Gedanken, der Folgen für die Gestaltung des Pfarrberufs hat. Das Pfarrhaus darf kein Ort frommer Naivität oder anbietenden Intellektverzichts sein. Wollen wir wirklich gute Theologinnen und Theologen, müssen wir sie gut ausbilden und ihnen adäquate Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten bieten – und das unter der Bedingung, dass nicht nur der Beruf, sondern auch das „Haus“ öffentlich ist! Dem Anspruch auf Öffentlichkeitswirkung des Pfarrberufs, dem viele huldigen, korrespondiert aus meiner Sicht die Zumutung, dass auch das Pfarrhaus Ort „exemplarischer“ Öffentlichkeit ist. Doch wie kann die heute aussehen?

V. Frauen und Ehepaare im Pfarrdienst

Ganz ohne Zweifel haben Frauen im Pfarramt und Pfarrerehepaare das Pfarramt und das Leben im Pfarrberuf verändert. Nur ist es nicht ganz einfach, dies empirisch festzumachen.

Scherle/Scherle machen in diesem Zusammenhang als Erfahrungswert darauf aufmerksam, dass die sogenannte „Feminisierung“ des Pfarrberufes dessen intellektuelles Niveau angehoben habe, da Frauen bessere Abitur- und Examenleistungen vorweisen können².

² Die Gründe dafür sind sicher komplex und ganz gewiss nicht im Geschlecht begründet. Es hat etwas damit zu tun, dass Frauen immer noch vergleichsweise höhere Leistung erbringen müssen, um in klassischen Männerdomänen zu reüssieren. Allerdings steigt der Anteil von Frauen im Pfarrberuf an, so dass mit Veränderungen zu rechnen ist, die weder Grund zur „Sorge“ noch zur Apologetik sein sollten, sondern sorgfältig wahrgenommen werden müssen. Die z.T. sehr polemische Debatte um die „Feminisierung“ des Pfarrberufes wurde von einem Artikel und mehreren Interviews Friedrich Wilhelm Grafs angestoßen.

¹ Gabriele und Peter Scherle, Traumberuf Pfarrer/in? – Zur Zukunft des Pfarrdienstes. Unveröffentlicht, 2012

Dies ist eine Beobachtung, die man ernstnehmen muss, wenn man darüber nachdenkt, wer im Pfarrhaus wohnt. Aber wie ich oben andeutete: Selbst wenn das weibliche Pfarramt längst etabliert ist und wir in Kurhessen-Waldeck sogar überdurchschnittlich viele Frauen in Führungspositionen haben, gibt es an Pfarrerrinnen immer noch deutlich andere Erwartungen als an Pfarrer. Dieser Umstand wäre einer gründlichen Untersuchung wert!

Es ist unbestritten, dass durch Pfarrerrinnen und durch Pfarrerehepaare eine gegenüber dem traditionellen Pfarramt neue Komponente hinzugekommen ist. Gerade für Pfarrerrinnen und Pfarrerehepaare stellen sich die Fragen der Work-Life-Balance und der Vereinbarung von Ehe, Partnerschaft, Familie und Beruf noch einmal in besonderer Weise. Doch liegt derzeit wenig belastbares empirisches Material vor. Die Aussagen dazu bewegen sich eher noch auf der Ebene von Einschätzungen, Vermutungen und bloßen Beispielen, wie ich sie selbst eingangs dargestellt habe. Aber ein Pfarrerehepaar wohnt eben anders im Pfarrhaus und ist ganz anderen Herausforderungen ausgesetzt als der „klassische“ Pfarrer mit seiner Ehefrau und einer großen Kinderschar.

Im Gegenzug hören wir inzwischen aus Gemeinden den Wunsch, lieber eine Pfarrerrin haben zu wollen, weil sie näher bei den Menschen sei. Das mag im ersten Moment emanzipatorisch klingen. Kritisch zu fragen wäre allerdings, ob sich hier nicht heimlich doch wieder eine herkömmliche Rollenzuschreibung meldet, die Frauen im religiös-empfindsamen Bereich verortet und damit eher ein problematisches Signal einer Milieu- bzw. Zuständigkeitsverengung wäre, der sich nur wenige Frauen anschließen können.

VI. Das Pfarrhaus als Symbol

Eine der wichtigsten Anmutungen, die von Pfarrern und Pfarrerrinnen immer zunehmend als Zumutung empfunden wird, ist die verlässlich sichtbare Präsenz, die durch das Pfarrhaus symbolisch repräsentiert und gegeben ist.

Sofern Pfarrhäuser veräußert werden sollen, weil die dazugehörigen Pfarrstellen aufgelöst worden sind, gibt es massive Vorbehalte seitens der gesamten Einwohnerschaft – selbst dort, wo das Pfarrhaus kaum noch frequentiert wird, weil es ein externes Pfarrbüro gibt oder weil die pfarramtliche Arbeit nicht im Pfarrhaus stattfindet und das Pfarrhaus fak-

tisch diese traditionelle Rolle gar nicht mehr spielt.

Das zeigt: Pfarrhäuser symbolisieren – wie Kirchengebäude – die Präsenz der Kirche. „Im Pfarrhaus brennt noch Licht“³: Das ist ein wichtiger Satz. In einer Landeskirche, die viele ländliche Regionen umfasst, muss bei durchaus entlegenen Dörfern und Kirchspielen der Aspekt der „Präsenz“ besonders bedacht werden, weil er mit der „Residenz“ mental eng verbunden ist. Aber er ist nicht immer durchführbar. Bei Bewerbungen spielt das Pfarrhaus eine immer größere Rolle. Das betrifft auch die Frage der infrastrukturellen Anbindung: Die Nähe von Schulen oder zum Arbeitsplatz des Partners ist für viele ein entscheidendes Kriterium. Da haben manche Kirchengemeinden wirkliche Probleme.

Die Zusammenlegung von Pfarrstellen führt hier zu neuen Herausforderungen, weil die Frage des Wohnortes der Stelleninhaber oft rein pragmatisch gefällt werden muss, etwa an der Frage nach dem besterhaltenen Pfarrhaus oder der räumlichen Kapazitäten. Das kann, wenn eine ehemalige „Muttergemeinde“ ihr Pfarrhaus verliert und die Stelleninhaberin in einem ehemaligen „Filial“ zu wohnen kommt, unter Umständen recht schmerzhaft Abschiedsprozesse auslösen. Die Frage ist hier, wie man einen Ausgleich zwischen den berechtigten Ansprüchen beider Seiten findet.

Wir dürfen daher die Frage nach dem Pfarrhaus nicht nur unter pragmatischen und sachlichen Gesichtspunkten angehen, sondern müssen auch Befindlichkeiten berücksichtigen. Oder noch schärfer gesagt: Die Frage der Befindlichkeit ist beim Thema Pfarrhaus zumindest im ländlichen Bereich selbst zu einer Sachfrage geworden. So interagieren die Veränderungen im Pfarrberuf mit den Vorstellungen über die Wohnsituation – und umgekehrt.

³ Unter dem Arbeitstitel „Im Pfarrhaus brennt noch Licht...? Das evangelische Pfarrhaus zwischen Mythos und Wirklichkeit“ arbeitet in dem von der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck getragenen Hans-von-Soden-Institut in Marburg Katrin Hildebrand unter der Begleitung von Prof. Ulrike Wagner-Rau an einem Dissertationsprojekt.
<http://www.uni-marburg.de/fb05/forschung/HvSI/projekt/skizzehildenbrand.pdf>, letzter Zugriff am 8.8.2014.

VII. Veränderungen im Pfarrberuf: Selbst- und Fremdwahrnehmung

Gefährlich wäre es, bei dieser Diskussion in ideologische Fahrwasser zu geraten. Auf der Ebene der Befindlichkeiten müssen wir gewährleisten, dass in den Kirchengemeinden das Gefühl, ausreichend, zuverlässig und kompetent pfarramtlich versorgt zu werden, berücksichtigt wird.

Das ist sicher nicht nur eine organisatorische Herausforderung, sondern auch eine Frage der spezifischen Berufsauffassung von Pfarrerinnen und Pfarrern. Die Landessynode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck hat sich 2013 ausdrücklich für die Beibehaltung der Residenzpflicht ausgesprochen. Hintergrund für diese Entscheidung ist der Gedanke, dass Pfarrerinnen und Pfarrer verlässlich in ihren Gemeinden nicht nur erreichbar sein sollen, sondern das Leben im jeweiligen Kontext mit ihren Gemeindegliedern teilen. Es geht bei der Frage der Residenz im Pfarrhaus um etwas Elementares: um „existentielle Partizipation“, also um eine innere Haltung.

In der Praxis zeigt sich immer wieder, dass Konflikte um das Pfarrhaus in der Regel Schauplätze sind, an denen tiefer liegende Ängste und Verletzungen abgearbeitet werden. Die spezifische Kultur des Pfarrhauses aber wird solange Bestand haben, wie die spezifische Kultur dieses Berufes Bestand hat: also zum einen die große Freiheit in der Ausübung, zum anderen die – wie immer man es versteht – modellhafte Gestaltung eines von Evangelium geprägten Lebensstils.

Aber auch hier gibt es unterschiedliche Auffassungen, was das denn sei. Die Freiheit in der Gestaltung des eigenen Berufs scheint aus der Perspektive von Pfarrerinnen und Pfarrern immer mehr eingeengt zu werden. Aber man muss Befindlichkeiten von der Sachlage unterscheiden. Ob viele Klagen einer sachlichen Überprüfung standhalten, steht dahin. Es könnte gut sein, dass vor allem das pfarramtliche Selbstbild und die Realität des Dienstes sich nicht mehr decken. Nicht unterschätzen sollten wir hierbei den Aspekt der professionellen Kränkung, die sich aus der sinkenden Akzeptanz des Berufs, den abnehmenden Mitgliederzahlen und der zunehmenden Bedrängnis durch die Marktsituation ergeben. Die aktuelle EKD-Mitgliedschaftserhebung

müssen wir unter diesem Aspekt genau betrachten.

VIII. Die spezifische Kompetenz des Pfarrberufs

Ich beobachte seit etlichen Jahren die Tendenz, theologische Kompetenz gegenüber anderen Formen des Wissens und der Kompetenz abzuwerten. In der Tat haben wir in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts – aus guten Gründen! – sehr viel Wert auf Kompetenzen gelegt, die mit dem klassischen Pfarramt als Verkündigungsdienst auf den ersten Blick wenig zu tun hatten. Das verdankte sich der Ausweitung des kirchlichen Handelns auf die gesellschaftlichen Bereiche vor allem im sozialen Bereich. Dabei aber ist es, wie Scherle/Scherle sehr richtig bemerken, zu einer Überdehnung des kirchlichen Handelns und zu einer Überfrachtung mit Aufgaben und Erwartungen gekommen, die sich zunehmend als unerfüllbar erweisen.

Die Frage nach den „Kernaufgaben“, die vermehrt gestellt wird, ist eine Reaktion darauf. Wir werden klar daran festhalten müssen, dass theologische Kompetenz⁴ die entscheidende Schlüsselkompetenz ist, von der her sich die Aufgabe des Pfarramts definieren lassen muss – und nicht umgekehrt! Sonst laufen wir Gefahr, ein Verein zur Pflege religiöser Geselligkeit und christlichen Brauchtums oder eine Sozialagentur ohne konkrete Handlungsmöglichkeiten zu werden.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind als wissenschaftlich ausgebildete Theologinnen und Theologen nicht austauschbar, denn diese Kompetenz befähigt sie wesentlich zur verantwortlichen öffentlichen Verkündigung. Das kann von ehrenamtlichem Dienst in hohem Maß flankiert und sicher auch punktuell übernommen, nicht aber vollständig ersetzt werden. Die ehrenamtlichen Tätigkeiten sind vor allem für jene Bereiche von hoher Bedeutung, die gerade nicht durch die pfarramtliche Kompetenz abgedeckt oder in ausreichendem Maße durch Pfarrerinnen und Pfarrer ausge-

⁴ Dabei gibt es zunehmend auch Bestrebungen, die „theologische Kompetenz der Gemeinde“ in den Blick zu bekommen, die ein wesentliches Merkmal des Protestantismus ist. Die Frage ist, wie eine theologische Kompetenz von Gemeinden zu erreichen, zu fördern und praktisch zu gestalten ist. Auch hier kommt Pfarrerinnen und Pfarrern eine wichtige Aufgabe zu. Vgl. Martin Hein, Theologische Kompetenz der Gemeinde!, in: Volker Mantey u. a. [Hrsg.], Menschen gewinnen: Evangelisch sein im ländlichen Raum, Leipzig 2013, S. 175-188.

führt werden können. Auch hier spricht die EKD-Mitgliedschaftserhebung eine deutliche Sprache. Entscheidend bleibt, dass das Pfarramt in der öffentlichen Wahrnehmung erkennbar ist und dort dafür sorgt, die Stimme des Evangeliums hörbar und identifizierbar zu machen – gerade weil wir uns (wie zu Beginn der Christentumsgeschichte) in einer Konkurrenz der Sinnangebote befinden.

Wenn ich recht sehe, sind es diese Themen, die wir unter dem Stichwort „Burnout im Pfarrberuf“ genauer betrachten sollten, anstatt nur auf den Stundenplan zu schauen und zu viel Arbeit zu konstatieren. Es wird oft auch ein Zuviel an *falscher* Arbeit sein und ein Zuwenig an erfahrener Wertschätzung und Anerkennung. Das schlägt sich dann in der Debatte um die Präsenz- und Residenzpflicht nieder, vor allem aber in der Forderung nach geregelten Arbeitszeiten für Pfarrinnen und Pfarrer – und das (jedenfalls auf der Ebene der Befindlichkeiten) durchaus im Widerspruch zu Erwartungen der Gemeindeglieder.

IX. Die Attraktivität des Pfarrberufs

Gleichwohl muss eines mit bedacht werden, wenn wir uns über die Zukunft des Pfarrberufs Gedanken machen: Unser Beruf leidet im Moment offensichtlich unter mangelnder Attraktivität! Wir haben auch im evangelischen Bereich ein Nachwuchsproblem! Klagen über zu hohe Arbeitsbelastung, zu starke Ausdifferenzierung der Professionalität und zu große Zuschnitte der Arbeitsbereiche sind das eine. Ganz schwer einzuschätzen ist, ob die Gründe auch in der schwindenden Bedeutung der kirchlich orientierten Religiosität zu finden sind. Anders aber ist es, wenn darüber geklagt wird, das „Eigentliche“ des Pfarrberufs komme zu kurz. Hier scheint der Klärungsbedarf am nötigsten zu sein, denn ich habe den Eindruck, dass wir es an dieser Stelle mit einer Identitätsunsicherheit von Pfarrern und Pfarrerinnen zu tun haben, der wir mit der Erhöhung von Sekretariatsstunden und der Professionalisierung von Jugendarbeit und Gemeindesozialarbeit allein nicht abhelfen können.

Die unausgesprochenen Fragen lauten: Wo zu sind wir eigentlich da? Was ist die besondere und unersetzbare Aufgabe des Pfarramts – und wer nimmt sie in Anspruch? All diese Anfragen prägen die Berufseinstellung von Pfarrern und Pfarrerinnen erheblich und wirken sich unerschwerlich auch darauf aus, ob der eigene Beruf als so attraktiv angesehen

wird, dass man ihn nochmals als Lebensberuf wählen würde. Hier gibt es manche Stimmen, die das keineswegs aus vollem Herzen bejahen. Dann sinkt natürlich auch die Bereitschaft, sich auf berufsspezifische Zumutungen einzulassen oder deren Notwendigkeit zu akzeptieren.

Deutlich ist jedenfalls, dass sich aufgrund des Nachwuchsmangels innerhalb der EKD oder der deutschsprachigen evangelischen Kirchen ein Pfarrstellenmarkt entwickelt, auf dem auch nach der Attraktivität der jeweiligen Pfarrstellen gefragt wird. Wohn- und Lebensqualität stehen dabei deutlich im Vordergrund. Und es gibt bereits Gemeinden, die offensiv im Internet mit der Wohnsituation werben. Wir drohen allmählich in den Zustand zurückzufallen, dass es gleichsam „fette“ und „magere“ Pfründe gibt. Hier ist viel kirchenleitende Sensibilität gefordert, um weiterhin eine Vergleichbarkeit des Gemeindepfarramts trotz aller unterschiedlichen Bedingungen zu erhalten!

In einigen Landeskirchen – auch in Kurhessen-Waldeck – rückt der Begriff des „Kooperationsraums“ in den Mittelpunkt der Überlegungen. Er meint mehr als das bloße Teamwork oder die bloße verwaltungsmäßige Zusammenlegung von Arbeitsgebieten aus ökonomischer oder personeller Not heraus. Es geht darum, in regionaler Bindung kollegiale Zusammenarbeit so zu gestalten, dass sich daraus Freiräume eröffnen. Das fängt mit der Frage zuverlässig geregelter Urlaubsvertretungen an (die in manchen Regionen schon zu einer wirklichen Herausforderung geworden ist) und geht über die Möglichkeit regelmäßiger Fort- und Weiterbildung bis hin zur Gestaltung echter Sabbatjahre und Auszeiten. Kooperationsräume können dafür den angemessenen Rahmen bilden. Sie setzen voraus, dass Pfarrern und Pfarrerinnen, aber auch Gemeinden diese Formen von Zusammenarbeit lernen und als Organisationsform der Kirche verinnerlichen. Kooperationsräume könnten unterhalb der Ebene von Kirchenkreisen in einiger Selbstständigkeit operieren und wesentlich flexibler die regional anstehenden Aufgaben bewältigen.

Solche Kooperationsräume werden künftig angesichts der gestiegenen Mobilität der Gemeindeglieder starke Modelle regionaler Zusammenarbeit sein können – und müssen.

Zusammengefasst: Die Pluralisierung des Pfarrberufs nötigt zu hoher Flexibilität. Die aber – so zeigt die Erfahrung – ist dort am ehesten möglich, wo die basalen Standards geklärt sind. Kirchengemeinden haben genau dann kein Problem mit dem Pfarrhaus, wenn sie wahrnehmen, dass die pfarramtliche Versorgung gewährleistet ist und das Leben im Pfarrhaus von einer gewissen Stabilität und Verlässlichkeit geprägt ist. Pfarrer und Pfarrfrauen haben genau dann kein Problem mit dem Pfarrhaus, wenn sie spüren, dass das Wohnen im Pfarrhaus ihrer Arbeit förderlich ist und keine Einschränkung oder gar Belastung bedeutet. Je mehr wir den Pfarrberuf als eine Tätigkeit verstehen, die ähnlich anderen Professionen gestaltet ist, umso mehr müssen wir auf die „Lebensförmigkeit“ achten, wie Scherle/Scherle es nennen. Und wir sollten sowohl den Gemeinden als auch den Geistlichen zutrauen und zumuten, eigene, gangbare Lösungen zu finden, die gemeinsame Arbeit zu gestalten – und dafür nicht nur Freiräume, sondern auch Unterstützung anbieten.

Wichtig ist dabei: Die evangelische Kirche muss öffentlich erkennbar, präsent und vernehmlich bleiben. Die Flucht in die Nische ist das allerletzte! Pfarrhäuser und ihre Bewohner und Bewohnerinnen – in welcher Konstellation auch immer – sind nach wie vor ein wesentliches Merkmal unserer evangelischen Kirchlichkeit: in all ihrer Buntheit und Verschiedenheit. Wir spiegeln hier die Gesellschaft, sollten uns ihrem Trend aber nicht einfach hingeben, sondern darauf achten, dass wir selbst Formen von Leben und Arbeiten anbieten, die modellhaften Charakter haben:

z.B. im Bereich der Teilzeitarbeit, der Teamarbeit oder der projektbezogenen Arbeit.

Die Frage lautet: Wie ermöglichen wir die öffentliche und dauerhafte Bezeugung des Evangeliums? Daran hat sich seit der Reformation nichts geändert. Das Pfarrhaus gehört dazu, denn Pfarrer und Pfarrfrauen gehören unter die Leute. Aber so, dass sie es auch aushalten können – die Pfarrer und Pfarrfrauen wie auch „die Leute“.

X. Die Zukunft des Pfarramts

Über die Zukunft des Pfarramts als solches müssen wir uns keine Sorgen machen: Das Predigtamt ist, wie die Confessio Augustana Art. 5 deutlich festhält, von Gott selbst gestiftet. Aber die Herausforderung besteht darin, dieses Amt sachgemäß in einen Beruf zu kleiden.

Der Pfarrberuf wird immer etwas Unzeitgemäßes sein und das Pfarrhaus immer ein Ander-Ort im Sinne Michel Foucaults⁵ bleiben. Die Frage ist nur, ob beide – Pfarrberuf wie Pfarrhaus – der Vergangenheit oder der Zukunft verpflichtet sind. Aber eigentlich sollte genau das keine Frage sein!

Deshalb lohnen sich alle Überlegungen und alle Kreativität, unter den gegenwärtigen Bedingungen attraktive Gestaltungsformen für diesen Beruf zu entwickeln, von dem ich immer noch überzeugt bin, dass er einer der schönsten und erfüllendsten Berufe ist, die es gibt.

⁵ Michel Foucault, Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge (1966), Frankfurt 2013, S. 7-22.

*Dr. Martin Hein, Bischof der EKKW
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel*

KIRCHLICHE BINDUNGSPROZESSE SEMIOTISCH REKONSTRUIERT

Mitglieder gewinnen

Steffen Merle

Mein Buch „Mitglieder gewinnen“¹ behandelt eine der strategischen Kernfragen volkskirchlicher Existenz: Wie kann Evangelische Kirche Mitglieder (wieder-) gewinnen? Beziehungsweise: Kann das überhaupt gelingen?

¹ Steffen Merle: Mitglieder gewinnen. Eine semiotische Rekonstruktion von religiösen Orientierungs- und Bindungsprozessen im Kontext der Evangelischen Kirche. EB-Verlag: Berlin 2014. 404 Seiten, ISBN 978-3-86893-162-4, 44,80€

Angesichts anhaltend zurückgehender Mitgliederzahlen klingt allein das Wort Mitgliedergewinnung schon sehr euphemistisch. Tatsächlich aber ist in den vergangenen Jahren neben die Analyse von Kirchenaustritten auch die Kircheintrittsthematik getreten. Die Errichtung der Kircheintrittsstellen war dazu ein deutliches Signal. Allerdings war nie zu erwarten, dass allein das Herabsetzen formaler Schwellen ausreichend sein würde. An dieser

Stelle setzt die Mitgliedergewinnung als strategisches und aktives Handeln der Kirche an.

Wer sich dem Thema „Mitgliedergewinnung“ in Praxis und Theorie nähert, muss zuerst einmal eine Grenze akzeptieren: die Mitgliedschaftsentscheidung liegt beim Einzelnen und darüber kann Kirche nicht verfügen. Die Kirche stellt ohnehin an ihre Mitglieder keine Ansprüche. Lediglich die Kirchensteuer wird – und dann auch noch vom Staat und nicht von der Kirche – eingezogen. Wie Bindung gestaltet wird, verantwortet der Einzelne. Und dementsprechend kann Kirche die Bindung nur negativ sanktionieren, indem z.B. die Benediktionshandlungen verweigert werden. Mitglieder gewinnen zu wollen heißt aber positiv und aktiv gewinnend zu agieren und zu argumentieren. Und dennoch bleibt der Einzelne in jedem Fall Subjekt der Entscheidung. Und in diese fließen eine Reihe von Faktoren ein: das Image von Kirche, individuelle Dispositionen, Erfahrungen und gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie Wertewandel, Pluralisierung, sozialer Milieus und Lebenswelten usw. Was also kann Kirche tun? Und: Will sie es überhaupt?

Auch im binnenkirchlichen Diskurs ist längst nicht ausgemacht, ob die Kirche nicht fröhlich kleiner werden sollte. Wenn Downsizing ein Gesundschumpfen ist, warum dann Menschen als Mitglieder gewinnen? ... Und letztlich: Wofür soll denn eigentlich gewonnen werden? Doch gewiss nicht für die Mitgliedschaft in der Kirche allein, sondern – dem Auftrag entsprechend – zu einem vom Evangelium umfassten und der Liebe Gottes vertrauenden Leben. Wenn es aber um Gliedschaft am Leib Christi geht: In welchem Verhältnis steht sie zur Mitgliedschaft? Es ist bisher offen geblieben, die theologische, soziologische und juristische Dimension der Mitgliedschaft in ein gemeinsames Modell zu integrieren.

Stellt man schlicht die Frage: „Wodurch lohnt es sich, Mitglied der evangelischen Kirche zu sein?“, wird diese in vielen Pfarrkonferenzen und Kirchenvorständen auch sehr unterschiedlich beantwortet werden. Und wer dann mit kirchlich Distanzierten ins Gespräch kommt, hört nicht selten: „Ich bin zwar gläubig, aber dazu brauche ich die Kirche nicht“, oder: „Warum sollte ich in die Kirche eintreten, nur weil ich gläubig bin? Ich trete ja auch nicht in den Sportverein ein, nur weil ich sportlich bin!“ Man musste als Volkskirchliche

schon lange damit umgehen, dass es Bindung ohne Glauben gibt. Nun aber hat dieses Muster eine neue Qualität: es geht um Glauben ohne Zugehörigkeit. Selbst jene, denen der Glaube etwas bedeutet, sehen sich nicht mehr dazu genötigt, das auch in Kirchenbindung auszudrücken. Anscheinend geht der Akzeptanzverlust der Kirche nicht nur auf den Bedeutungsverlust des Glaubens zurück. Das hinterfragt die Kirche natürlich umso kritischer: Warum suchen Menschen, wenn sie religiös auf die Suche sind, ihre Antworten nicht bei der Kirche? Aus der Kirche der Freiheit ist eine Freiheit von Kirche geworden. Und es hinterfragt – wie G. Wegner² richtig feststellt – das liberale Paradigma, das noch immer annimmt, dass außerhalb kirchlicher Bezüge andere religiöse Formen zum Tragen kämen. Tatsächlich aber bleibt hier nur Indifferenz, wie die 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (V.KMU) feststellt.

Aufs Ganze betrachtet zeigt der erste große Überblick, dass man auf die Komplexität all solcher Zusammenhänge nicht mit eindimensionalen Projekten und Rezepten reagieren kann.

Es kommt nicht nur auf den Pfarrer an

Fünf Jahre Projektleitung in der Mitgliedergewinnung nötigen zur Bescheidenheit. Es ist offensichtlich schon viel gewonnen, wenn ein Kircheneintritt wenigstens wahrscheinlicher gemacht werden kann. Und es ist schon wahrlich viel gewonnen, wenn nicht nur quantitative Ergebnisse gefordert werden. Solche Erwartungen und Zahlvorgaben unterlaufen die Komplexität der Entscheidungsprozesse. Mitgliedergewinnung ist ein qualitativer, und kein quantitativ zu orientierender Prozess.

Die Bearbeitung von Komplexität lehrt Demut. Und sie erfordert Modellbildung, denn diese reduziert Komplexität. Wie aber ein solches Modell erschließen? Wie könnte das Gewinnen von Mitgliedern wahrscheinlicher gemacht werden? Best-Practice-Ideen, um Bindung zur Kirche (wieder) herzustellen, gibt es viele: für unterschiedliche Anlässe, für verschiedene Zielgruppen usw. Was ihnen allerdings fehlt ist ein gemeinsamer Modellrahmen.

² Gerhard Wegner, Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Ende des liberalen Paradigmas? Berlin 2014

Welchen Weg die Studie geht, will ich hier an einem Beispiel deutlich machen, das gerade nicht die Zielgruppe, sondern die agierenden Personen in den Blick nimmt: das Pfarramt. Hier könnte man vielleicht eher an Qualitätsmanagement denken. Und natürlich beginnt die beste Mitgliedergewinnung dort, wo weniger Menschen austreten. Aber das ist hier nicht gemeint: Es geht um die Bedeutung des Pfarramtes für die Bindung an Kirche. Genau diese ist ja im Nachgang zu den ersten Ergebnissen der V.KMU ausführlich besprochen worden.

Hierzu werden derzeit v.a. zwei Ergebnisse dieser Untersuchung in der Öffentlichkeit thematisiert:

Erstens wird die die Polarisierung der Bindungen festgestellt. Die Mitte bricht weg, dafür nehmen Hochverbundene auf der einen Seite, kaum- oder gar nicht mehr mit Kirche Verbundene auf der anderen Seite zu. Insbesondere letztere Gruppe ist Zielgruppe der Mitgliedergewinnung. Daher wird es für die Zukunft entscheidend sein, die dort begegnende religiöse Indifferenz richtig zu deuten. Das zweite wichtige Ergebnis ist die Bedeutung, die der Pfarrerschaft zugemessen wird. Die FAZ hat das in einem Artikel im Februar 2014 treffend so zusammengefasst: Alles kommt auf den Pfarrer an! Diese Deutung wird von Kirchenleitungen und in sämtlichen Pfarrkonferenzen gegenwärtig deutlich betont – weil auch gerne gehört. Und schon allein das nötigt, skeptisch zu sein und kritisch hinzusehen: Alle zehn Jahre werden im Nachgang zu den EKD Untersuchungen Konzepte entwickelt, die reflexartig auf die wesentlichen Ergebnisse reagieren. Schon der FAZ-Artikel rät zu mehr Pfarrerbesuchen, mehr Kontakten, mehr Erreichbarkeit usw. Es ist un schwer auszumachen, dass die Verantwortung für Bindung in Zukunft noch mehr auf das Pfarramt gelegt wird. Und mancher spürt vielleicht schon jetzt auf sich zukommen: noch mehr, ... Und es ist eine Frage der Zeit, bis das in der Pastoraltheologie angekommen sein wird.

Solche Reflexe sind zu oberflächlich und treffen nicht den Kern der Sache. Wer reflexartig quantitatives „Mehr“ vom Pfarramt fordert, um dies als Bindungsfaktor zu intensivieren, wer annimmt, dass kirchliches Handeln eine so intendierte Wirkung erzielen kann, lässt unberücksichtigt, dass zwischen Maß-

nahme und erhoffter Wirkung (des Kirchen-eintritts, oder wenigstens der Verdichtung von Bindung) die *Deutung der Maßnahme durch das Subjekt bzw. den Einzelnen* in der Zielgruppe steht. In der Konsequenz sind also nicht die einzelnen Bindungsfaktoren, sondern ist *die Deutung der Bindungsfaktoren* dasjenige, was Thema der Mitgliedergewinnung sein muss. Lassen sich für solche Deutungsprozesse Muster erkennen, die in Korrelation zu Bindung stehen, dann lässt sich für die Mitgliedergewinnung auch erschließen, was getan werden kann, um Mitgliedschaft wahrscheinlicher werden zu lassen.

Um im Beispiel zu bleiben: Nicht der Besuch des Pfarrers am Krankenbett selbst, sondern die *Deutung dieses Besuches* durch den, der gewonnen oder an Kirche gebunden werden soll, ist für die Mitgliedschaftsentscheidung relevant. Und nicht die in der FAZ geforderte quantitative Erhöhung von Erreichbarkeit, Besuchen, Präsenzzeiten ist für eine Mitgliedschaftsentscheidung relevant, sondern immer, wie dieses Handeln in (im Buch semiotisch rekonstruierte) Deutungsprozesse eingebunden wird. Ein Pfarrer, der einen Besuch macht und als „toller Typ rüberkommt“, bindet ja nicht zwangsläufig an die Kirche, sondern eher an sich als Person. Wie sehr es immer um Deutungsprozesse und Deutungskontexte geht, lässt sich am allereinfachsten schon an der Be-Deutung von Geld für die Kirche ablesen. Für die einen ist die Kirchensteuer (oder Kapitalertragssteuer...) Grund zum Austritt, für andere wird durch Geldspenden Bindung an Kirche überhaupt erst neu hergestellt. Hier setzt ja Fundraising methodisch an. Man erinnere sich nur an den Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche. Es gilt also getreu nach Luthers Motto: Nicht das Ding an sich ist gut oder böse, sondern es wird immer durch den Gebrauch zu etwas gemacht – so gilt auch hier: nicht das einzelne Bindungsitem an sich ist Adjuvant oder Opponent, sondern in welchen Deutungsmustern und in welchem Deutungskontext es vom Interpretieren aufgenommen und interpretiert wird.

Wenn man sich nun klar macht, dass auch Glaube ein bestimmtes Lebens-Deutungsmuster ist, legt sich Konsequenz nahe, dass es eine nicht beliebige Korrelation von Glaube und Kirchenbindung geben muss. Im Duktus dieser Überlegung ist das Buch darauf hin angelegt, diese Korrelation als nicht beliebige Korrelati-

on von Belonging und Believing nachzuweisen. Dann aber ist Glaube kein Bindungsmotiv neben anderen, sondern ein Deutungsintegral hinter anderen Bindungsmotiven.

Deutungsprozesse im Kontext von Mitgliedschaftsentscheidungen

In der Konsequenz der letzten Überlegung muss als Ziel formuliert werden, für Bindung relevante Deutungsprozesse zu rekonstruieren, so dass daraus ein für Verdichtung von Bindung relevantes argumentatives Potenzial für Mitgliedergewinnung generiert werden kann. Dazu bedient sich das Buch des semiotischen Modells von Charles S. Peirce. In Glaube, Kirchenbindung und Mitgliedschaftsargumentation werden semiotische Muster in zwei parallel und intern aufeinander bezogenen Hauptteilen rekonstruiert. Das Modell durchzieht die Arbeit von der Makrostruktur bis hinein in kleinste Gliederungsdetails. Im ersten Teil geschieht dies als Modellierung, im zweiten Teil als Implementierung (Praxisbericht zur Mitgliedergewinnung) und Evaluierung (Auswertung einer semiotisch angelegten Befragung).

Nach einem kleinen Lehrgang zum semiotischen Modell wird dieses der Plausibilisierungsinstanz unserer Traditionsgemeinschaft ausgesetzt: Der Glaubensbegriff Martin Luthers wird semiotisch rekonstruiert. Dass hier Luther gewählt wird, ist wenige Jahre vor dem Reformationsjubiläum nicht zufällig. Sachlich geht es darum, ob nicht ein missverständenes Glaubensverständnis vorliegt, wenn man meint, gläubig zu sein, aber auf kirchliche Bindung verzichten zu können. Eine Entgegnung dieser Argumentation allerdings muss absichern können, dass das, was gesollt wird, auch gekonnt wird: nämlich zum Glauben kommen. Das freilich kann man dem Menschen nur dann zuschreiben, wenn er als Subjekt des Glaubens verstanden wird. Damit ist eine der Kernfragen reformatorischer Theologie im Blick: das Verhältnis von sola gratia und sola fide – oder besser: die Spannung von Gebensein und Vollzug des Glaubens. Gemessen am semiotischen Modell wird nachvollziehbar, warum diese Frage solange nicht aufzulösen ist, wie sie in kausalen (und damit zweistelligen Bezügen von Ursache und Wirkung) denkt. Solange Gott in kausaler Hinsicht alleinige causa efficiens des Glaubens ist, kann keine synergistische Mitwirkung des Menschen gedacht werden – selbst, wenn sie ge-

gen Null gehen sollte. Damit schließt Luther den Menschen als Subjekt des Glaubens eigentlich aus. Im Laufe seiner theologischen Entwicklung rückt aber bei Luther zwischen Objekt (den Heilswillen Gottes sola gratia) und Subjekt (des Glaubens, den Menschen) das Zeichen (sola scriptura und solus christus). Damit wird im zeichentheoretischen Modell aus einer zwei- eine dreistellige Relation. Das Zeichen rückt zwischen das von ihm repräsentierte Objekt (Repräsentationsfunktion) und den Deutungsprozess des Interpretieren (Erkenntnisfunktion des Zeichens). Mit dieser Doppelfunktion des Zeichens wird es möglich, den zweistelligen Kausalnexus von Ursache und Wirkung aufzulösen. An der Spitzenformulierung „fides creatrix divinitatis, non in se, sed in nobis“ wird Luthers Glaubensbegriff im Einzelnen als abduktiver, d.h. sich eine neue Lebensdeutung und neue Deutungsmuster erschließender, Prozess semiotisch rekonstruiert.

Konzepte und Modelle, die diese Dreistelligkeit unterlaufen, werden demzufolge der Komplexität von Deutungsprozessen nicht mehr gerecht. Dahinter sollte gerade heute nicht zurückgegangen werden. Insofern ist es konsequent, auch die Kirche als Objekt der Wahrnehmung dieser Deutung auszusetzen: Denn Kirche wird von der Zielgruppe jenseits ihres eigenen Systems wahrgenommen. Wie das geschieht, wird durch eine semiotische Erweiterung des Luhmannschen Systembegriffs entfaltet. Wie unterscheiden sich Kommunikation innerhalb und außerhalb des Systems Kirche? Wie können diese Muster aufeinander bezogen werden – und wie kann infolgedessen Mitgliedergewinnung auf der Grenze von Systemen für die Kirche gewinnend argumentieren?

Semiotische rekonstruierte Deutungsmuster innerhalb und außerhalb von Kirche

Es würde zu weit führen, hier das semiotische Modell in allen Einzelheiten auszuführen. Stark vereinfacht soll die im Modell intendierte Idee hier angedeutet werden:

Es wurde schon deutlich, dass das Modell in dreistelligen Bezügen denkt: Objekt, Zeichen und Interpretant sind unauflöslich aufeinander bezogen. Aber: Was ist damit gemeint?

Wenn ich hier jetzt den Begriff „Kirche“ schreibe, dann übersetzt der Leser diesen Begriff sofort in eigene Bilder, Urteile, Gefühle, Sätze usw. (den Interpretanten). Das, was der

Leser dabei macht, ist freilich ein kreativer Prozess, der zwar einen Rahmen durch das Zeichen bekommt, aber nicht notwendig determiniert ist. Wie der Leser ihn füllt, ist seine Sache. Wie also „übersetzt“ der Leser das Zeichen „Kirche“ für sich? Vielleicht kommen Bilder von Gebäuden in den Sinn, vielleicht denken Menschen an einen Gottesdienst, vielleicht aber kennen manche den theologischen Begriff der „Gemeinschaft der Getauften“ und denken zuerst daran. Die Frage ist also, was wird hier durch den Begriff (das Zeichen) „Kirche“ repräsentiert? Welches Objekt wird durch das Zeichen beim Interpretieren sichtbar gemacht? Und wie übersetzt er das für sich?

Bleiben wir hier einmal bei der Relation von Zeichen und Objekt: Das Zeichen kann nun so mit dem Objekt verbunden sein, dass es dieses wie eine Ikone repräsentiert (Beispiel: Foto): Es ist wesentlich mit dem Objekt verbunden. Das Zeichen kann aber das Objekt auch wie einen Index in die Deutung einbinden: Ein Index verweist auf etwas anderes, ohne zu sagen, was dort zu finden ist. Es ist also weniger wesensverwandt. Ganz aufgelöst ist diese Beziehung dann, wenn das Objekt symbolisch im Zeichen präsent gemacht wird. Die Beziehung zwischen Objekt und Zeichen wird überhaupt erst vom Interpretieren hergestellt. Es ist leicht ersichtlich, dass dies z.B. dann der Fall ist, wenn Kirche als „Gemeinschaft der Getauften“ übersetzt wird. In einer symbolischen Deutung muss also ein ganzes Deutungsmodell bekannt sein, das hilft, diesen symbolischen Bezug herzustellen. Deutung ist dabei kein der Wahrnehmung folgender Gedanke. Vielmehr sind in der Bildung von Interpretanten alle Zeichen- und Objektbezüge präsent. (Wenn hier also nur auf die Objekt-Zeichen-Relation als Beispiel eingegangen wird, so geschieht das ausdrücklich um der besseren Verständlichkeit willen). So gelingt es einerseits, den Gegensatz von Objekt- und Subjektorientierung als interne Bezüge der Interpretantenbildung zu überwinden. Vor allem aber wird plausibel, warum mit der Veränderung von Interpretanten sich auch die internen Bezüge verändern. Z.B. ist die Kirche, in die man einzutreten bereit ist, nie dieselbe wie jene, aus der man mal ausgetreten war.

Und hier beginnt das Modell für die Mitgliedergewinnung konstruktiv zu werden. Allerdings ist hier nur ein kleiner Teil der Rekonstruktionsmöglichkeiten des semioti-

schen Modells anzudeuten. Interessant wird das vor allem aber dann, wenn innerhalb und außerhalb von Kirche sich unterschiedliche semiotische Deutungsmuster nachweisen lassen. Erstmals überhaupt wurde in dem im Buch dokumentierten Prozess eine Befragung entlang solcher semiotischer Rekonstruktionsmuster angelegt. Lassen sich also Muster erkennbar machen, dann sollte nachvollziehbar gemacht werden, wie sie aufeinander bezogen werden können – mit andern Worten: welche Struktur ein gewinnendes Argument haben muss (oder mit Worten des Luhmannschen Modells: wie Kopplung auf Systemgrenzen gedacht werden kann, wenn die Reduktionsformeln für System und Umwelt bestimmt sind: die Zwei-Reiche werden demzufolge als aspektivische Deutungsdifferenzen interpretiert!).

„Nebenbei-Ergebnisse“ seien nicht unerwähnt: Das semiotische Modell zeigt, wie sich die drei großen christlichen Konfessionen durch ihre jeweilige Objekt-Zeichen-Relation voneinander abgrenzen. Und: Abduktion wird als dynamischer und kreativer Quellcode von qualitativen Veränderungsprozessen rekonstruiert.

Auf den zweiten Hauptteil, der analog zum ersten aufgebaut ist und so eine Reihe interner Bezüge herstellt, möchte ich nur kurz eingehen: Die als „Implementierung“ beschriebenen Projektbeispiele sind wenig originell. Best-Practice-Modelle gibt es genug. Originalität haben nicht die Beispiele, sondern deren parochialer Kontext: So werden die Widerstände in einem Transformationsprozess von einem konzentrischen zu einem exzentrischen Gemeindebild sichtbar. Ich will noch einmal unterstreichen: Das Praxisprojekt war nicht Konsequenz der Modellierung, sondern Teil des explorativen Suchprozesses. Und dieser zielte auf das, was den Best-Practice-Beispielen weitgehend fehlt: einen qualitativen Deutungsrahmen. Die Evaluierung am Ende hat m.E. einen eigenen Stellenwert. Wenn wir vorher gewusst hätten, wo wir am Ende landen würden, hätten wir zwei Befragungen durchführen müssen. Denn nur so ließe sich Veränderung von Interpretanten dokumentieren. So aber war die Befragung, deren Budget bei knapp 500,-€ lag, allein auf die semiotisch modellierten Deutungsmuster ausgelegt. Darin ist sie singulär, auch wenn manche Formulierung im Interesse der semiotischen Clusterbildung gedrechselt wirken muss.

Wie kann nun eine gewinnende Argumentation aussehen?

Bleiben wir bei dem Beispiel des Pfarrerbesuches: Anhand der Objekt-Zeichen-Relation stellt sich z.B. die Frage: Wie repräsentiert das Zeichen das Objekt? Für wen steht der Pfarrer bei seinem Besuch? Ikonisch, d.h. im Grunde für sich selbst. Indexikalisch, d.h. er steht zwar für etwas anderes, macht aber nicht sichtbar, wofür. Oder drittheitlich-symbolisch: das was er hier tut, steht in symbolischer Beziehung zu einem Objekt, dessen Deutungskontext dem Interpreten bekannt sein muss – hier z.B. der Heilswille Gottes. Ausgehend von solchen Rekonstruktionsvorgängen kommt die Studie schließlich zu dem Ergebnis, dass Mitgliedschaft dann wahrscheinlicher wird, wenn der Interpretant hierzu (das ist, wie Interpreten „Kirchenmitgliedschaft“ für sich übersetzen) die Gliedschaft am Leib Christi als Objektbezug symbolisch in den Deutungsprozess einbezieht. An genau dieser Stelle leistet die Arbeit etwas, was bisher als großes Defizit festzustellen war: Soziologische, juristische und theologische Ebene werden in einem Modell integriert. Hierfür gilt dann letztlich: Believing is Belonging – und es gibt keinen besseren Ort, dies zu zeigen, als die Taufe.

Eine Verdichtung von Bindung an Kirche durch den Pfarrerbesuch ist in den ersten beiden Deutungsmustern nicht zu erwarten – und nachweisbar (durch die Ergebnisse der Befragung) nicht gegeben. Der Pfarrer müsste also versuchen, das, was er tut, transparent auf das hin zu machen, was ihn motiviert und was für den Deutungskontext steht. Das freilich meint gerade nicht eine quantitative Vermehrung pfarramtlicher Präsenz, sondern vielmehr einen qualitativen Prozess. Nun ist das Problem, dass nach Traditionsabbruch und Säkularisierung das Deutungssystem, das diese „drittheitliche Deutung“ codiert und nahelegt, nicht mehr bekannt ist. Bekannt ist noch der Pfarrer. Und man weiß auch, dass er für etwas steht – die Kirche. So ganz genau kennt man den Hintergrund vielleicht nicht mehr. Der Pfarrer wird als solches Zeichen gedeutet, das das Objekt Kirche ikonisch oder indexikalisch (aber eben nicht mehr symbolisch) repräsentiert – und das, weil das christliche Deutungssystem nicht mehr, oder immer weniger bekannt ist.

Wer nun also heute die Bedeutung des Pfarramtes hervorhebt, lässt völlig außer Acht, dass damit ein erstheitliches und zweit-

heitliches Pfarrerbild, nicht aber der drittheitlich-symbolische Kontext mit im Blick ist. Mit anderen Worten: Die Bedeutung des Pfarramtes ist deswegen so groß, weil die Kenntnis des christlichen Deutungssystems als Ganzes immer weiter abgenommen hat.

Die Pfarrerschaft wird in den nächsten Monaten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit Erwartungen weiter konfrontiert. „Mitglieder gewinnen“ zeigt, dass damit kein quantitativer, sondern ein qualitativer Prozess in den Blick zu nehmen ist. Die Frage ist, wie eine drittheitlich-symbolische Deutung dem Interpreten nahe gelegt werden kann? Sie allein hat solches argumentatives Potenzial, das Verbindung nicht nur herstellt, sondern auch verdichtet und belastbar macht.³

Was getan werden kann

Aufs Ganze gesehen: Kirchliches Handeln wird in „Mitglieder gewinnen“ konsequent in den Deutungshorizont individueller Deutungsprozesse gestellt und von dort her bedacht. Das Modell fokussiert das Subjekt von Deutungsprozessen. Das ist postsäkulare Notwendigkeit.

Ich denke dabei durchweg in semiotischen Relationskategorien. Dabei fordert die „Modellierung von Modellen“ gewiss auch zur Kritik heraus. Aber es ist ein Modellrahmen entwickelt, durch den das Wahrscheinlicher-Werden von Mitgliedschaft rekonstruiert ist. Und es ist nun näher bestimmt, was getan werden kann:

Es gilt, offene Zeichen zu setzen, die abduktive Erschließungsprozesse zulassen. Das knüpft am Leitdesign religiöser Orientierungssuche und (semiotisch: erstheitlich zu bestimmender) Spiritualität an. Gesucht werden unmittelbare, authentische, weitgehend ohne Deutungssysteme auskommende erstheitliche Zeichen- und Objektbezüge. Und genau so würde ich postmodern geprägte religiöse In-

³ Hier ist erneut auf den zentralen Begriff der Abduktion zu verweisen: Eigentlich muss die Frage sein: wie kann eine von Kirche intendierte Zeichendeutung durch den Interpreten erschlossen werden? Dass Abduktion selbst ein intern drittheitlicher Deutungsprozess ist, macht die qualitative Dimension des Veränderungsprozesses deutlich. Das gilt im Übrigen für alle Zeichen, die außerhalb von Kirche gesetzt werden: je weiter sie aus dem System Kirche weg sind, desto weniger ist ihr kirchlicher Kontext sichtbar. Drittheitliche Kontextualisierung ist damit die strategische Gegenbewegung zur Entkopplung kirchlicher Zeichendeutung aus ihrem ursprünglichen Deutungszusammenhang.

differenz semiotisch beschreiben. Religiöse Indifferenz ist Kontingenzbewältigung als Orientierungssuche, ohne religiöses Vokabular und schon ganz und gar ohne drittheitliche Kontexte kirchlicher Deutungssysteme.

Zweitheitliche Zeichenbezüge sind in der Regel konstruktive Anknüpfungspunkte: *Belonging before Believing* stellt Bindung her, kann diese aber selten verdichten. Kritisch bewertet die Arbeit daher auch Selbstsäkularisierungsprozesse subsidiärer Handlungsfelder – ein Beispiel hierfür sind z.B. diakonische Handlungsfelder. Im säkularen Kontext wird Kirche aus der Außenperspektive vor allem auf der Handlungsebene, gegebenenfalls auch auf der moralischen Ebene qua Autorität wahrgenommen. Als Ansprechpartner dritt-

heitlicher Lebensdeutung ist sie dagegen nur wenig nachgefragt.

Umso mehr ist die Ermöglichung „kirchlich kontextualisierter Abduktion“ eine Formel, an die weitere Prozesse der Mitgliedergewinnung anknüpfen können. Sie ist nicht die Lösung aller Probleme, aber sie benennt Bedingungen der Möglichkeit, Eintritt in die Evangelische Kirche wenigstens wahrscheinlicher zu machen. Das ist vielleicht nicht viel, aber es lässt sich so auf jedes beliebige kirchliche Handeln (also z.B. auch auf alle kirchlichen Reformprozesse) anwenden. Und diese strategische Option ist gewiss nicht wenig.

*Dr. Steffen Merle
Bleichstraße 16, 61137 Schöneck*

JUBILÄUM EINES KURHESSISCH-WALDECKISCHEN „EXTRAS“

25 Jahre Pastoralpsychologischer Dienst

Susanna Petig

Ein heller, warmer Raum mit Fachwerkbalken, eine Runde aufmerksamer und freundlicher Gesichter – wie alle 2 Monate findet die Konferenz des Pastoralpsychologischen Dienstes (PPD) in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck statt. Heute in Marburg und mit mir als Gast für das Hessische Pfarrblatt, denn der PPD kann in diesem Jahr ein Jubiläum feiern: Er besteht seit 25 Jahren.

„Hier geht’s nicht immer nur harmonisch zu“, sagt einer aus der Runde, „Meinungsverschiedenheiten gibt’s auch. Und manches muss auch sehr kontrovers diskutiert werden!“ Einmütig nicken alle Anwesenden.

Angefangen hat’s mit Rüdiger Haar in Kassel und Traugott Simon in Marburg – oder nein, eigentlich sogar noch früher. Aber diese beiden waren die ersten „echten“ Pastoralpsychologen im Dienst der Landeskirche. Ich erinnere mich noch gut an die monatlichen Supervisionstreffen mit Traugott Simon während meines Vikariates!

– Und was war vorher? Propst Prof. Dr. Rudolf Gebhardt hat im Sprengel Kassel mit „Seelsorgearbeitsgemeinschaften“ begonnen, erfahre ich. Er hatte eine entsprechende Zusatzausbildung. Und das Klima für dieses Thema war günstig bei der Kirchenleitung. Auch Prälat Erhard Giesler und Ausbildungsreferent

Dr. Werner Hassiepen hatten ein offenes Ohr und förderten die Arbeit, so dass in 1997 in jedem der vier Sprengel eine Pastoralpsychologienstelle eingerichtet und besetzt war. Außerdem bestand damals seit Kurzem ein eigenes Institut für die Fort- und Weiterbildung im Bereich Seelsorge in Kassel, eingerichtet von Reinhold Rosenau. Vor allem KSA-Kurse wurden hier angeboten. Das war nichts komplett Neues; solche Kurse wurden vorher in Zusammenarbeit mit Hephata in Schwalmstadt-Treysa angeboten, konnten jetzt aber auch in Kassel durchgeführt werden.

„Wie ist das denn so angenommen worden?“ frage ich in die Runde und höre, dass es wohl auch Vorbehalte und Gegenstimmen gegeben hat, sowohl gegen die KSA-Kurse als auch gegen die Etablierung der Supervisionstreffen. „Ich brauche das nicht!“, war die Einstellung in manchen Reihen, man verstand die Arbeit hier eher als Krisenintervention, bzw. defizitorientiert. Das hat sich bis heute sehr gewandelt. Es ist deutlich geworden, dass Supervision im Sinne einer regelmäßigen Reflexion der eigenen Tätigkeit in jedem Fall der Qualitätssicherung und Professionalisierung dient. Angeboten werden Einzel-, Team- und Gruppensupervisionstreffen, darüber hinaus auch themenspezifisch für bestimmte Berufs-

gruppen wie z.B. Seelsorger und Seelsorgerinnen im Krankenhaus oder in Schulen. Im Rahmen des Vikariats und in der FEA-Zeit ist Supervision ebenfalls verbindlich integriert.

Mit der Einrichtung des Pastoralpsychologischen Dienstes hat die Landeskirche ein echtes Novum geschaffen, das es sonst so nicht gibt, erfahre ich und denke, wie oft man Gutes und Hilfreiches einfach als selbstverständlich wahrnimmt. Das Besondere am PPD ist, dass er völlig unabhängig von der Kirchenleitung und allen hierarchischen Strukturen existiert. Er bietet einen geschützten Raum für offene Gespräche; dafür bilden Vertraulichkeit und Verschwiegenheit elementare Bausteine. – Aber war denn die Seelsorge an den Pfarrerinnen und Pfarrern nicht immer ein wichtiges Element des Propstamtes? Hat die Existenz eines PPD Auswirkungen auf die Arbeit der Pröpstinnen und Pröpste? Nur bedingt, so scheint es, denn es bleiben bei allem ja auch seelsorgerliche Themen, die beim Propst oder der Pröpstin an der richtigen Stelle sind: wenn es z.B. um juristische Probleme oder Stellenfragen geht. Das Zusammenspiel mit den Pröpsten/Pröpstinnen funktioniert gut, berichtet die pastoralpsychologische Konferenz mir, es ist mehr ein gegenseitiges Sich-Ergänzen und gelegentlich gibt es einen Austausch thematischer Art.

In den Sprengeln sind Pfrin. Angelika Richter (Waldeck-Marburg), Pfr. Lutz Richter (Hersfeld), Pfr. Dr. Robert Eidam (Kassel) und Pfrin. Elsbeth Balzer (Hanau) tätig, im Seelsorgeinstitut Kassel die Pfarrerinnen Monika Waldeck und Irmhild Ohlwein. Alle haben anerkannte pastoralpsychologische Weiterbildungen absolviert, jedoch dabei unterschiedliche Fachrichtungen (z.B. Psychodrama, Tiefenpsychologie, Klinische Seelsorgeausbildung) eingeschlagen. Diese verschiedenen Zugänge bereichern und fördern eine fruchtbare Zusammenarbeit untereinander, stellen sie fest.

- Bedeutet das auch, dass ihre jeweiligen Supervisionsgruppen unterschiedlich arbeiten? Im Grunde schon, aber das liegt natürlich auch in der Verschiedenheit der Gruppen selbst, die viel aus den eigenen Ressourcen schöpfen können. Es gilt, mit einem Blick von außen die Dinge des eigenen Alltags noch einmal neu wahrzunehmen. Oder zu entdecken: „Ich bin nicht der/die Einzige, der/die mit Schwierigkeiten zu tun

hat!“ und in der Gruppe vor einem gemeinsamen Hintergrund auch gemeinsam Ideen für eine Konfliktlösung zu entwickeln. Die Reflexion der pfarramtlichen Arbeit und der eigenen Prägung hilft, die professionelle Identität zu klären. Die Arbeit mit der eigenen Persönlichkeit sei für die Pfarrer und Pfarrerinnen eine Art „Instrumentenpflege“, eine „Schärfung“, die sie befähige, mit ihren jeweiligen persönlichen Eigenheiten genauer zu hantieren.

- Was sind denn allgemein benennbare Dinge, die die Pfarrerschaft in einer Weise belasten, dass sie in die Supervision hineinspielen? Das Team vor mir muss nicht lange überlegen: Dazu gehört die zunehmende gesellschaftliche Infragestellung von Kirche und ihren Amtsträgern, also eben auch der Pfarrerinnen und Pfarrer vor Ort, oder allgemein der zu verzeichnende Bedeutungsverlust von Kirche.
- Und die momentane Situation der Kirche mit den deutlichen Einsparzwängen wirkt sich vermutlich ebenfalls aus? Das Besprechen von mitgebrachten Gesprächsprotokollen ist deutlich zurückgegangen, weiß die Runde zu berichten; statt dessen haben Fragen nach (Selbst-)Überforderung, Strukturfragen und Fragen bezüglich der Zusammenarbeit mit Kollegen und Kolleginnen an Bedeutung gewonnen. Vielerorts gilt es, die eigene Rolle und Aufgabe neu zu definieren. Immer wieder sind gravierende und kraftfordernde Entscheidungen zu fällen, etwa: „Unterstütze ich mit den immer geringer werdenden Finanzen der Gemeinde die Jugendarbeit oder die Kirchenmusik – und welchen der beiden Arbeitsbereiche gebe ich damit schweren Herzens auf?“ Nicht selten lösen solche Entscheidungen verdeckte Schuldgefühle aus, die der Pfarrer oder die Pfarrerin dann durch vermehrten eigenen Arbeitsaufwand zu kompensieren versucht. Das macht sich auch im Seelsorgeinstitut bemerkbar: Während früher 12-Wochen-Kurse üblich waren, nehmen sich Pfarrerinnen und Pfarrer heute in der Regel maximal 6 Wochen für die KSA-Angebote Zeit.
- Und die zunehmende Problematik des Burn-out? Zum Glück ist sich die Kirchenleitung dessen bewusst, dass das heutige Pfarramt sehr fordernd und manchmal auch überfordernd ist; Pfarrerinnen und Pfarrer stoßen durch hohe Belastung an Grenzen. „Machen

Sie doch mal eine Auszeit!“, ist immer wieder das Signal. Der PPD sieht darin auch einen Schritt in der Wahrnehmung der Fürsorgepflicht seitens der Kirchenleitung, zumal die Angebote des PPD nach wie vor kostenfrei für die Teilnehmer und Teilnehmerinnen angeboten werden. Auch die KSA-Kurse sind im Vergleich mit anderen Anbietern sehr kostengünstig und können darüber hinaus auch berufsbegleitend wahrgenommen werden.

- Und das Resümee aus 25 Jahren PPD? „Die Chance, die Tätigkeit als Pfarrer oder Pfarrerin ein ganzes Berufsleben über fachlich

gut, emotional anwesend und in der eigenen geistlichen Identität verwurzelt auszuüben, steigt erheblich, wenn sie von permanenter (Selbst-)Reflexion mit Kolleginnen und Kollegen begleitet wird (nicht nur, aber auch in der Supervision). Davon bin ich überzeugt – und das ist ein Grund, warum ich diese Arbeit gerne tue“, sagt Dr. Robert Eidam und fasst damit zusammen, was die anderen im Großen und Ganzen auch so empfinden.

Susanna Petig
Karthäuser Str. 13
34587 Felsberg-Gensungen

ORDNUNG ALS ÜBERLEBENSAMPF

Im Amt sterben oder aufräumen

Heidrun Strippel

„Wir beide müssen im Amt sterben, eine Pfarreiübergabe oder Revision können wir nicht bestehen!“ So liebevoll wies eine Kollegin ihren stellenteilenden Ehemann auf die Papierflut in ihrem Pfarramt hin. Doch keine Angst: Das lässt sich ändern! Ich empfehle: Mit Verstand, dem Blick fürs Wesentliche und nicht zuletzt mit Humor wegwerfen, Fachleute sagen: Kassieren (dies alles bitte auch beim Lesen meines kleinen Artikels beachten). Und suchen Sie sich Verstärkung, denn Sie leiden nicht allein!

1. Da auch Ihre Vorgängerinnen und Vorgänger ihre eigenen Vorstellungen von Ordnung hatten, ist mit allem zu rechnen: Akten in Kellern, auf Dachböden oder in Garagen sind leider keine Seltenheit. Zunächst ist also zu suchen und zusammen zu tragen, was da ist. Verschlossene Schränke oder Tresore, verdächtige Wandverkleidungen oder Einbauschränke? Atmen Sie tief durch, und los geht's! Und denken Sie daran: Es ist besser, wenn Sie es jetzt machen, als unter dem Druck der nächsten Übergabe. Da können Sie nicht hinschreiben: Übergeben wird ein verschlossener Tresor unbekanntem Inhalts...
2. Dann am besten drei Kartons, Wäschekörbe oder Mülltonnen deutlich beschriften: Altpapier, Schreddern und Büromaterial. Was in der Regis war, muss zuverlässig vernichtet werden, ebenso alle Protokolle, Rechnungen, Briefe etc. Die meisten Kir-

chenkreisämter haben oder kennen Einrichtungen, die die Vernichtung (auch von Disketten, die können übrigens alle weg) übernehmen; bitte fragen Sie dort nach. Gedruckte Bücher, veröffentlichte Werke, auch Stimmzettel und Werbung aller Art gehören zum normalen Altpapier.

3. Jede Nachricht nur einmal aufheben. Beispiel: Kirchenvorstandsprotokolle müssen aufgehoben werden, aber keine Auszüge aus den Protokollbüchern. Von Schreiben, die mehrfach verschickt werden, nur ein Exemplar aufheben, ggf. mit Liste der Angeschriebenen. Wenn von Sitzungen Protokolle erstellt werden, müssen die Einladungen nicht aufgehoben werden. Die wichtigsten Informationsquellen sind ohnehin die Kirchenbücher, die KV-Protokolle und die Gemeindebriefe – ohne Anlagen, Vorarbeiten oder Kopien!
4. Ihre aktuellen Ordner, die Sie für die Organisation des Pfarramts brauchen, haben nichts mit der Regis zu tun. Hier dürfen Sie alles aufheben, was Sie sonst schmerzhaft vermissen würden, auch Zettelchen mit Telefonnummern ohne Namen, verschmierte einzelne Worte, abgelaufene Mitgliedshinweise. Aber auch hier schadet Ordnung nicht.
5. Fangen Sie an mit den Belegen zu den Jahresrechnungen, denn das lohnt sich. Dauerhaft aufgehoben werden müssen nur die Baubelege, alle anderen können bereits 5

Jahre nach Entlastung der Jahresrechnung (weiß zur Not das Kirchenkreisamt) weg. Je ein Exemplar der Jahresrechnung (nicht des Haushaltsplans!) aufheben, ordnen – und schon sind wir hier fertig! Und bitte, kaufen Sie keinen Aktenvernichter. Behinderteneinrichtungen machen dies schneller und preisgünstiger – und sie holen das Schreddergut bei Ihnen ab!

6. Dann können Sie z.B. an die Pfarreibücherei gehen. Die Pfarrei- und Dekanatsbüchereien sind entstanden in einer Zeit, in der es weder Inter- noch Intranet gab. Heute gibt es das. In den Pfarrämtern sollten die letzten zehn Jahrgänge des Kirchlichen Amtsblatts vorhanden sein; dies muss aber nicht in Papierform sein, denn sie stehen ja im Intranet. Genauso ist es mit den Synodenprotokollen: Zehn Jahre elektronisch reichen aus, alle anderen dürfen sogar ins Altpapier. Dann nehmen Sie sich die Predigtvorbereitungsliteratur vor. Wenn Sie wirklich schon öfter von älteren Werken profitiert haben, heben Sie sie von mir aus auf. Wenn nicht, tun Sie sie getrost weg. Es ist schade ums Geld, aber es kostet noch viel mehr, alles aufzuheben! Auch hier ein Tipp: Mit Einverständnis Ihres Kirchenvorstands dürfen Sie die Bücher verkaufen. Vielleicht interessieren Andere sich für Ihre Schätze.
7. Moderne Gottesdienste aus den 1960er Jahren, Die Frau im Kindergottesdienst oder die kompletten Plakataktionen von Brot für die Welt müssen auch keinem Antiquariat mehr zugeführt werden. Und wo wir gerade bei den Medien sind: Vergilbte Diaserien, VHS-Cassetten, MCs, Super-8-Filme und Tonbänder – Medien, die nicht mehr abgespielt werden können, können weg. Wer die unvergessenen LPs des CVJM Westbund-Posaunenchor noch in Bündeln zum Verschenken findet, der lasse sie verschwinden: Die Leute, die sich über sie gefreut haben, haben sie schon längst erhalten! Auch Ehrenurkunden in Holzrahmen sind leicht über die Zeit, von manchen Bastelaktionen ist mehr übrig als einem gut tut und es gehört zu den Rechten des geistlichen Standes, dies wegzuerwerfen!
8. Jetzt sind Sie gut in Fahrt, daher dürfen Sie als nächstes kaputte Elektrogeräte entsorgen. Kopieren mit Matrizen, eigene Druckmaschinen mitsamt den Farbbehäl-

tern, kaputte oder uralte Computer, Drucker, Faxer und Telefone, Brennöfen und Faltmaschinen, vorneuzeitliche Fotolabors, das alles muss keineswegs aufgehoben werden. Die Bauhöfe nehmen Elektrogeräte an – und denen ist die Funktion egal. Und vergessen Sie nicht, gleich auch die Bedienungsanleitungen, Farb- und Toner-cassetten sowie Kabel und sonstiges Zubehör mit abzugeben!

9. Wenn Ihnen liebevoll verklebte und mit dem Siegel verzierte dicke Briefumschläge in die Hände fallen, freuen Sie sich: Das sind Wahlunterlagen, und das geht ganz einfach: Pro KV-Wahl und Gemeinde wird in der Regis ein Stimmzettel und die Verhandlungsniederschrift aufgehoben. Alles andere kann weg, auch schon für die Wahl 2013. Stimmzettel, unbeschriftete Umschläge etc. bitte ins Altpapier, Zähllisten, Vorschläge und sonstige Briefe mit Namen in die Schreddertonne.
10. Kataloge, Werbematerialien, Prospekte nur bei echtem Interesse und nur die aktuellen Ausgaben aufheben. Und nicht in der Regis!
11. Wenn Sie Schlüssel in abnormer Anzahl finden (die übliche kurhessische Einheit ist: Ein Gurken- oder Einmachglas), bleiben Sie ruhig. Es handelt sich leider nicht um einen Einzelfall. Schlüssel, die nicht mehr für Türen gebraucht werden, sind auch sonst verzichtbar! Auch hier gilt: Nur, was aktuell ist, muss aufgehoben werden, dann aber bitte auch beschriftet und z.B. in einem Schlüsselkasten gesichert. Denn wenn jemand einen Schlüssel entwendet und damit einbricht, gilt dies nicht als Einbruchdiebstahl! Wenn Sie Schlüssel übrig haben, bringen Sie sie Ihrem örtlichen Schlosser. Der kann sie entweder brauchen oder vernichten. Und wenn Sie jetzt sagen: Da wollte ich immer schon mal eine Predigt drüber halten, dann beschriften Sie das Gurkenglas mit diesem Hinweis!

Wenn Sie jetzt richtig im Aufräumrausch sind, wagen Sie doch mal einen Durchgang durch Ihr Gemeindehaus. Auch manche Kirche könnte eine kleine Aufräumaktion gebrauchen. Und immer daran denken: Je mehr man aufhebt, desto weniger findet man wieder! Viel Spaß beim Weiterleben wünscht Ihnen

Heidrun Strippel
Weimarer Straße 2, 61137 Schöneck

Verantwortungsvoll investieren Ethische, soziale und ökologische Kapitalanlagen

Als erster Versicherer im kirchlichen Markt haben sich die **Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge**, strengen Nachhaltigkeitskriterien verpflichtet: Auf Basis der Handreichungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) hat das Unternehmen Kriterien für die Kapitalanlage festgelegt. Dieser Nachhaltigkeitsfilter berücksichtigt ethische, soziale und ökologische Aspekte und wurde in Zusammenarbeit mit der Bank für Kirche und Caritas eG erstellt.

„Als kirchlicher Versicherer ist es für uns selbstverständlich, die uns anvertrauten Gelder auf Basis einer christlichen Werteorientierung anzulegen“, erläutert Vorstandssprecher Jürgen Mathuis. „Wir tragen hier eine große Verantwortung – auch für unsere Versicherten. Das dürfen unsere Kunden auch von einem christlich geprägten Unternehmen erwarten.“

Grundsätzlich ausgeschlossen sind Geldanlagen in Unternehmen, die ausbeuterische Kinderarbeit nach den Standards der Internationalen Arbeitsorganisation betreiben. Weitere Ausschlusskriterien sind zum Beispiel die Herstellung von Streumunition, Anti-Personen-Landminen, Nuklearwaffen sowie größere Umsätze in den Bereichen Glücksspiel, militärische Produkte, Alkohol und Tabak.

Bei Neuanlagen in Staatsanleihen werden die Staaten ausgeschlossen, die aufgrund ihres Nachhaltigkeits-Scores in den Bereichen Umwelt und Korruption zum unteren Viertel der gerateten Staaten gehören. Des Weiteren wird grundsätzlich nicht in Staaten investiert, die dauerhaft und systematisch gegen Menschenrechtsbestimmungen verstoßen, in denen ein totalitäres Regime vorherrscht und demokratische Bestrebungen unterbunden werden oder die das Recht auf freie Religionsausübung verweigern bzw. spürbar einschränken.

Nach diesen Kriterien sind ca. 73 % der Anlagen in Aktien und Renten eindeutig als nachhaltig klassifiziert. Der Rest setzt sich hauptsächlich aus Anlagen bei Unternehmen (zum Beispiel Kirchenbanken) bzw. Staaten oder Staatenverbänden (zum Beispiel Agenturen der Europäischen Union) zusammen, zu denen noch keine Nachhaltigkeitsbewertung vorliegt. Nach Einschätzung der Versicherer im Raum der Kirchen werden diese jedoch als ethisch nachhaltig betrachtet. Die Richtlinien werden regelmäßig gemeinsam mit der Bank für Kirche und Caritas (BKC Paderborn) überprüft.

Weitere Informationen hierzu haben die Versicherer im Raum der Kirchen auf ihrer Homepage www.vrk.de/ueber-uns/nachhaltigkeitskriterien.jsp zusammengestellt.

**„Die Geschäftsstellen des
Pfarrerinnen- und Pfarrervereins
in der EKHN und des Solidarfonds
bleiben in der Zeit
vom 20. bis 24. Oktober 2014
wegen Renovierungsarbeiten geschlossen.“**

365 x Bild und Bibel

Jeden Tag ein Gemälde mit biblischem Motiv, jeden Tag ein Bibeltext dazu. Mit dieser einzigartigen Internet-Aktion startet die Deutsche Bibelgesellschaft am Reformationstag 2014 ins Themenjahr der Lutherdekade.

Die europäische Kunstgeschichte kennt eine Vielzahl von Gemälden, in denen Bibeltexte ins Bild gesetzt werden. Vor allem die Reformation gab dazu einen starken Impuls. Die Bibel wurde als eine einzigartige und dauerhafte Inspirationsquelle für die bildende Kunst entdeckt. Neben christlich-religiösen Darstellungen widmen sich die Künstlerinnen und Künstler jetzt auch vermehrt einzelnen Motiven aus dem Alten und Neuen Testament. Dabei ist faszinierend zu sehen, wie die Inhalte der Bibel künstlerisch umgesetzt werden: Eine biblische Geschichte wird in eine zeitgenössische Landschaft versetzt; eine Geste, eine Person, ein Geschehen wird in überraschender Weise fokussiert; eine Kernaussage der Bibel wird eigenwillig interpretiert; eine besondere Stimmung wird vermittelt – wie beispielsweise in dem Gemälde „Die Jünger Petrus und Johannes laufen am Ostermorgen zum Grab“ von 1898: „Wie in einer Momentaufnahme hat der schweizer Maler Eugène Burnand den Wettlauf der Jünger zum Grab festgehalten. Ihre Gesichter und die Sprache ihrer Hände drücken höchste innere Anspannung und Erregung aus. Im Kontrast dazu liegt die karge Hintergrundlandschaft noch im Dämmer. Aber der Himmel leuchtet schon im Morgenlicht und die nach links ansteigenden Linien verstärken die Erwartung eines ungewöhnlichen Geschehens“ (aus der Bildeinführung von Walter Martin Rehahn). Damit öffnet die Bildbetrachtung neue Perspektiven auf den Bibeltext. Und das bedeutet: Die Gemälde werden nun selbst zu einer Inspirationsquelle für Bibelleserinnen und Bibel Leser, um den Bibeltext neu zu durchdenken und im Spiegel von Bild und Bibel das eigene Leben zu bedenken.

Die Deutsche Bibelgesellschaft präsentiert dazu im Themenjahr 365 bedeutsame Gemälde der europäischen Kunstgeschichte zu 365

verschiedenen (!) Bibeltexten. Ihre Aktion „365 x Bild und Bibel“ findet sich auf der Startseite von www.die-bibel.de, dem Bibelportal der Deutschen Bibelgesellschaft. In einem kleinen Anwendungsfenster (Widget) ist das „Bild des Tages“ mit der dazugehörigen Bibelstelle zu sehen. Durch Anklicken des Vorschaubildes öffnet sich ein Fenster, in dem das Gemälde größer erscheint. Dazu gibt es die Bildinformationen (Künstler, Titel, etc.) sowie den entsprechenden Bibeltext, den man lesen oder auch anhören kann. Außerdem lässt sich eine kurze Bildeinführung anklicken. Wer anschließend das Gemälde im Detail betrachten möchte, kann das Bild durch ein weiteres Anklicken nochmals vergrößern und auf dem gesamten Bildschirm betrachten.

Das Beste daran ist: Dieses Widget kann von Kirchengemeinden sowie von anderen kirchlichen und kulturellen Einrichtungen in Deutschland kostenlos in die eigene Homepage eingebunden werden. Die Deutsche Bibelgesellschaft hat dazu die Lizenzen für die Darstellung der einzelnen Gemälde im Internet erworben – jeweils für die Dauer eines Tages. Wenn sich viele Einrichtungen an der Aktion „365 x Bild und Bibel“ beteiligen, wird das Thema über das gesamte Jahr präsent sein.

Machen Sie mit! Ein kostenloses Angebot für Gemeinden, kirchliche und kulturelle Einrichtungen mit einer eigenen Website.

Unterstützen Sie das Themenjahr der Lutherdekade und stellen Sie das Widget „365 x Bild und Bibel“ auf die Startseite Ihrer Website. Bieten Sie den Besucherinnen und Besuchern Ihrer Homepage jeden Tag ein aktuelles Bild mit Bibeltext. Das Widget lässt sich schnell und einfach in die eigene Website einbauen. Die Anleitung finden Sie bei der Deutschen Bibelgesellschaft unter: www.die-bibel.de/bildundbibel

Sollten Probleme beim Einbau auftauchen, wenden Sie sich an: info@die-bibel.de

ORDINATIONSJUBILÄUM AM 19. SEPTEMBER 2014

Pfarrverein und Landeskirche luden 78 Jubilare ein

Am Freitag, dem 19. September 2014 fand das diesjährige Ordinationsjubiläum in der Stadtkirche Bad Hersfeld statt. 31 Pfarrerinnen und Pfarrer begingen dieses Jahr ihr 25. Ordinationsjubiläum. Aber auch ältere Jubilare waren dabei: 23 Pfarrerinnen und Pfarrer konnten ihr 40., 19 ihr 50. und 5 ihr 60. Ordinationsjubiläum im Ruhestand begehen.

Seit vielen Jahren veranstaltet der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V. gemeinsam mit

der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck die Feier des Jubiläums der Ordination. Die Prälatin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Marita Natt, hielt die Predigt in dem Abendmahlgottesdienst. Anschließend fand ein festliches Abendessen im Hotel »Zum Stern« statt. Der Vorsitzende des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck, Pfarrer Frank Illgen (Kassel), überreichte den Jubilarinnen und Jubilaren eine Ehrenurkunde.



FÜR SIE GELESEN

**Oliver Albrecht: *Lebensthemen. Grundkurs Biblische Theologie*, C&P-Verlag Glas-
hütten/ Deutsche Bibelgesellschaft 2013**

Es gibt Bücher, die lese ich aus Pflichtgefühl. Und dann nie wieder. Es gibt Bücher, die mich beim ersten Lesen begeistern. Und ich lese sie trotzdem nicht wieder. Es gibt aber auch Bücher, die lese ich, und lese immer wieder in ihnen. Sie werden mir zu Arbeitsbüchern. So ein Buch ist Oliver Albrecht, früher Gemeindepfarrer in Niedernhausen, dann mitverantwortlich für die Ausbildung von Lektorinnen und Prädikantinnen im Dekanat Idstein, jetzt Dekan dieses Dekanates, gelungen. Ein toller Wurf.

Dieser „Grundkurs biblische Theologie“ hat mehrere Wurzeln. Da ist einmal offenkundig das Theologie-Studium. Das bei Oliver Albrecht so tiefe Spuren hinterlassen hat, dass er nie die Lust am Theologie-Treiben verloren hat. Man kann den Einfluss der theologischen Lehrer von Oliver Albrecht wahrnehmen. Sie haben ihm zu einem eigenen Sehen und Hinsehen geholfen, auch zum Ernstnehmen der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen.

Die andere Wurzel sind viele Seminare mit Ehrenamtlichen / für Ehrenamtliche, in denen immer wieder dies Thema war: Wie die Brücke vom Leben zum Glauben, vom Wort der Bibel zum Leben heute zu finden ist. Die Suche nach prägnanten Formulierungen. Griffig, anwendbar für den Brückenschlag ins heute. Darum: Lebensthemen.

Man spürt es dem Buch an: Es ist erwachsen aus mündlichen Vorträgen. Gut für die Lesbarkeit. Gut auch für die Gliederung der Themen, die nicht langatmig Richtigkeiten entwickelt, sondern Aufmerksamkeit erzeugt. Das ist der Kunstgriff, der dieses Buch auszeichnet: Biblische Texte in ihrem Zusammenhang lesen und sie auf ihre Gegenwartsrelevanz hin lesen und auslegen. So, dass sie zum Nachdenken einladen. Die eigene Existenz berühren.

Beispiel: „Drei Urerfahrungen prägen von der Wüste her unseren Glauben: In der Wüste ist der Himmel sehr weit. Fast ein wenig zu viel Himmel gibt es hier, in der Nacht wie am Tag. In der Wüste bin ich angewiesen, hilfsbedürftig. Kein Mensch kann in der Wüste allein bestehen. In der wüste bin ich nicht sesshaft,

Wüste ist nie Zuhause. In der Wüste kann ich nur unterwegs sein.“ (11f.)

Ein anderes Beispiel: „Wir tun bewusst genau das, was nach den Kriterien der offiziellen Theologie und Kirchenlehre strengstens verboten ist, nach der der konkrete Mensch Jesus eben nicht Gegenstand des Glaubens, sondern höchstens seine zufällige Ursache ist. Christus ist so sehr Gott geworden, dass Jesus, der Mensch, dahinter völlig verschwindet. Wenn sich aber Christus als reiner göttlicher Gedanken von diesem irdischen Jesus aus Nazareth völlig ablöst, verblasst er zur farblosen Idee, ja, wird zur Projektionsfläche eigener Vorstellungen und wünsche, wie Gott sein sollte, wenn es nach mir geht.“ (170)

Man liest das, hat es als Seminarteilnehmende gehört und gerät wie von selbst ins Nachdenken: Wie siehst du das denn?

Eine Auswahl aus den Kapitel-Überschriften:
Der Beginn einer wunderbaren Geschichte / Die Anfänge / Ein Land, mit dem Kein Staat zu machen ist

Was Christen von Juden lernen können / Die Urgeschichte / Exodus oder die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei / an den Wassern von Babylon saßen wir und weinten

Wer war Jesus wirklich? / Was war dieses Jesus für ein Mensch / Was wollte Jesus eigentlich / Was schwer zu glauben ist / Warum musste Jesus sterben?

Glauben ist immer persönlich, aber nie privat / Einführung in prophetisches Denken / Amos / Jeremia

Woran können Christen glauben / Das Spannungsfeld der Theologie des Paulus / Vom Saulus zum Paulus / Die Mission des Paulus / Die Theologie des Paulus / Paulus, der Mensch

Charakteristisch für das Buch ist ein methodischer Zwischenschritt: Nach jedem Abschnitt gibt es die Aufforderung zum eigenen Umgang mit Texten, zum Weiterlesen und selbstständigen Nachdenken. So wird der Leser/ die Leserin eingeladen zum Nachprüfen.

Zum Abschluss des Buches folgt als Kap. 9 ein Leckerbissen: Am Text der Speisung der 5000 nach Markus werden die verschiedenen exegetischen Ansätze theologischer Richtungen durchgespielt. Es gelingt Oliver Albrecht, ihre Leistungsfähigkeit und ihre Grenzen zu

markieren. Auch hier wieder ist der Leser ganz ernst genommen und gefordert, sich sein eigenes Urteil zu bilden.

Wenn ich heute noch Gemeindepfarrer wäre, würde ich das Buch vielen schenken – Predikanten, Kirchenvorsteherinnen, Leitern von Hauskreisen. Es verleitet dazu, selbst in der Bibel zu lesen.

Paul-Ulrich Lenz



Jürgen Courtin: *Mädchen in auvergnatischer Tracht*. Weststadt Verlag, Darmstadt 2012. ISBN 978-3-940179-16-6, 14,95 €

Jürgen Courtins Roman spielt im Frankreich des 17. Jahrhunderts und lässt penible Recherchearbeit, große Sachkenntnis und detailreiches Wissen erkennen. Jeder Satz atmet geradezu seinen Wunsch, dem Leser/der Leserin möglichst umfassend die geschichtlichen Zusammenhänge nahezubringen, Entwicklungen aufzuzeigen und Charakterzüge historischer Personen erkennbar zu machen. Der Autor, 1942 in Berlin geboren, studierte evangelische Theologie und Philosophie. Er bereiste Frankreich und erforschte seine Familiengeschichte; die erstaunlichen Ergebnisse verarbeitete er zu dem vorliegenden Roman.

Kardinal Richelieu, Blaise Pascal, die Könige Louis XIII und XIV, René Descartes und Königin Christine von Schweden sind nur einige wenige der Figuren, die uns begegnen. Das „Mädchen in auvergnatischer Tracht“, Madeleine d’Harcourt, Schwester der Protagonisten Jean und Antoine d’Harcourt, rückt jedoch erst im letzten Drittel des Buches ins Zentrum. Mit diesen Geschwistern erleben wir „eine Zeit fanatischer religiöser Auseinandersetzungen und hoffnungsvollen philosophischen Aufbruchs“ (Roland Held, Kulturjournalist, auf dem Umschlagstext).

Aufgesprengt wird die Handlung des historischen Romans durch eine Rahmenhandlung; eine Gruppe Studierender vom Fachbereich Französisch der Uni Mainz halten während einer Exkursion Kurzreferate und liefern auf diese Weise Hintergrundinformationen zur geschichtlichen Situation des Romans.

Es handelt sich dabei nicht um „leichte“ Lektüre, jedoch um durchaus lohnende für alle historisch Interessierten. In dieser Weise sei das Buch herzlich empfohlen!

Susanna Petig

Frank Brady: *Endspiel. Genie und Wahnsinn im Leben der Schachlegende Bobby Fischer*, Riva Verlag, München 2012, 395 Seiten, gebundene Ausgabe 22,00 Euro

Es ist sicher ungewöhnlich, vielleicht sogar erstmalig, dass in einer theologischen Zeitschrift ein Schachbuch rezensiert wird. Genauer gesagt handelt es sich freilich um die Biographie eines Schachspielers, noch genauer, um die Biographie eines Schach spielenden Genies. Der Autor, Frank Brady, war ein persönlicher Freund des ehemaligen Weltmeisters Robert James („Bobby“) Fischer (1943-2008), aber er bewahrt sich bei aller Sympathie für den Verstorbenen eine kritisch-analytische Distanz, was sein Buch sehr lesenswert macht. Als Theologen haben mich besonders die religiösen Aspekte interessiert, die das Leben Bobby Fischers geprägt haben und die der Öffentlichkeit bisher wohl kaum bewusst gewesen sind. Fischer war nicht nur der vielleicht beste Schachspieler aller Zeiten (wie Garri Kasparow und Magnus Carlsen übereinstimmend meinen), er war nicht nur Mastermind mit einem IQ von 180, sondern er war auch ein zutiefst religiöser Mensch, wie etwa sein ehemaliger Rivale und späterer Freund Boris Spasski immer wieder betont hat.

Dem jungen Bobby Fischer war die Bibel wichtig. Neben den unzähligen Schachbüchern, die er verschlang, las er vor allem und immer wieder in der Bibel und sagte: „Die Heilige Bibel ist das vernünftigste, bodenständig klügste Buch, das je geschrieben wurde.“ (Brady, S.148) Er betete, hörte Predigten und belegte einen Bibel-Fernkurs. Allerdings geriet er vorübergehend in die Fänge einer evangelikalen Sekte, der sog. „Weltweiten Kirche Gottes“, einer Abspaltung der Siebenten-Tags-Adventisten mit heute weltweit noch 42.000 Mitgliedern. Ohne dort formell Mitglied zu werden, wendete er dieser Sekte erhebliche Anteile seines 1972 durch den Triumph bei der Weltmeisterschaft gewonnenen Preisgeldes zu. Jedoch stießen ihn die rigide Moralität und die unerfüllten Prophezeiungen (Brady, S.250-254) ab. Mitte, Ende der 70er Jahre war das Kapitel für ihn erledigt. Der Glaube an einen „menschgewordenen Gott“, der seit 2000 Jahren „abgetaucht“ war, schien ihm irgendwann „unglaublich und unlogisch“ zu sein (Brady, S. 254).

Andererseits blieb eine religiöse Ader bei ihm erhalten. Gerne zitierte er aus dem Ge-

dicht des deutschstämmigen Rechtsanwaltes Max Ehrmann: „Desiderata“, das Les Crane Anfang der 70er Jahre vertont hatte (weshalb Brady, S.254, den Text irrtümlich diesem zuordnet), die Zeile, in der es heißt: *“You are a child of the universe. No less than the trees and stars you have a right to be here.”* (= „Du bist ein Kind des Universums. Nicht weniger als die Bäume und Sterne hast du ein Recht, auf der Welt zu sein.“) Dies ist allerdings eine, womöglich von Friedrich Schleiermachers „Reden über die Religion“ inspirierte, Botschaft der Toleranz und Humanität, die Fischer nicht immer in seinem Leben beherzigte – so etwa, wenn er die Attentate vom 11. September 2001 lobte und den USA den Untergang wünschte (Brady, S.321f) oder wenn er den Holocaust leugnete und den „Juden“ den Tod wünschte, weil sie ihn angeblich verfolgten.

Das ist überhaupt das schlimmste und düsterste Kapitel seiner Biographie: sein absolut irrationaler und unabänderlicher Judenhass. Dabei hatte Fischer seiner Familiengeschichte nach jüdische Wurzeln, doch haben seine Eltern (die Identität des biologischen Vaters ist zwar strittig, aber das ändert nichts am Befund) keine Religion praktiziert. Bobby entwickelte eine tiefe Abneigung gegen Juden, die mit größter Wahrscheinlichkeit krankhafter Natur war. Es gibt sehr starke Anzeichen dafür, dass Fischer psychotisch erkrankt war und sich von Juden verfolgt fühlte. Dies steigerte sich im Laufe der Jahre bis hin zu einem abgrundtiefen Hass. Brady schildert seine paranoiden Züge ausführlich (Brady, S.252f, 316, 318, 322 u. ö.). Aus protestantischer Sicht ist dabei der Hinweis zu beachten, dass Martin Luthers Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ aus dem Jahr 1543 ihn sehr in seinen wahnhaften Anschauungen bestärkte (Brady, S.311). Es ist höchst notwendig, dass im Rahmen der Reformationsdekade diese und andere Schattenseiten der Reformation kritisch aufgearbeitet werden. Dazu gibt es freilich längst wichtige Ansätze und kompetente Texte.

Nach dem triumphalen Gewinn der Weltmeisterschaft 1972 (7:3 gegen Spasski) zog Bobby Fischer sich bekanntlich vom Schach zurück. Auf seinen Titel verzichtete er 1975, indem er sich weigerte, gegen seinen neuen Herausforderer Anatoli Karpow anzutreten. Bis auf ein Match gegen seinen einstigen Rivalen Spasski im Jahr 1992 spielte er nie mehr öffent-

lich Schach. Dieses Match war es auch, das ihn in das Exil trieb. Denn die USA akzeptierten nicht, dass er es im damals mit einem Embargo belegten und in der Auflösung begriffenen Jugoslawien spielte. Fischer kehrte nicht in die USA zurück. Er lebte in Südosteuropa, in Asien und schließlich in seinen allerletzten Lebensjahren, von 2005 bis 2008, auf Island, wo er einst die Weltmeisterschaft errungen hatte. Dort erkrankte er schwer und starb im Alter von erst 64 Jahren. Er wurde so viele Jahre alt, wie das Schachbrett Felder hat (Brady, S.364). Brady berichtet, dass Fischer sich in den letzten Lebensjahren zum Katholizismus hingezogen fühlte. Dieser sei, so meinte er, „die einzige Hoffnung der Welt“ (zitiert nach Brady, S.360).

Eines der letzten Zitate, das von ihm überliefert ist, hat humanistischen Klang und vielleicht auch religiöse Konnotationen. Als er Schmerzen hatte und sein Arzt ihm durch eine Massage Linderung verschaffte (Brady, S.363), sagte er: *„Nothing eases suffering like human touch.“* (= „Nichts lindert den Schmerz so sehr wie eine menschliche Berührung.“)

Bradys Buch schlägt auf kundige Weise Schneisen in das dschungelartige Leben der großen Schachlegende Bobby Fischer. Dass dieses Genie auch religiöse Seiten hatte, die etwa Kasparow in seiner Würdigung Fischers in „Meine großen Vorkämpfer“ (Band 6, auf Deutsch erschienen 2007) leugnete, wenn er ihn als „Nihilist“ einstufte, hat Brady überzeugend aufgedeckt. Jedoch stoßen wir auf keine konsistente religiöse Identität, sondern auf eine Art Patchwork-Christentum in einer rätselhaft und fragmentarisch gebliebenen Existenz. Vielleicht gleicht Bobby Fischer, dieses Kind des Universums, darin vielen Gottessuchern unserer Zeit, für die Max Ehrmanns Gedicht „Desiderata“ zum persönlichen Credo werden könnte.

Eberhard Pausch



Wolfgang Lück, FRIEDRICH MÜLLER. *Letzter Präsident der Landeskirche Hessen-Darmstadt und ein Wegbereiter der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau*, Justus von Liebig Verlag, Darmstadt 2014, 127 S., brosch., ISBN 978-3-87390-339-5

Friedrich Müller (1879 - 1947) hat in den Jahren 1934 bis 1947 eine bedeutende Rolle hinsichtlich der Leitung der evangelischen

Kirche im Bereich von Hessen und Nassau gespielt. Dennoch gab es bisher keine Veröffentlichungen zu seiner Person und seiner Bedeutung für die evangelische Kirche in der Zeit des Kirchenkampfes und der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse nach 1945. Wolfgang Lück, der sich um Aufhellung der mannigfaltigen Vorgeschichte der EKHN bemüht und dazu bereits eine Abhandlung über Wilhelm Diehl veröffentlichte, würdigt nun Friedrich Müller, den letzten Präsidenten der Landeskirche Hessen-Darmstadt und einen Wegbereiter der EKHN, mit einer Biografie im Rahmen der Geschichte der evangelischen Kirche im Gebiet von Hessen und Nassau.

Da alle in der Kirchenverwaltung Darmstadt gesammelten Akten in der Brandnacht 1944 vernichtet waren und nur eine schmale Personalakte Friedrich Müller für die Zeit bis 1947 erhalten ist, gründet Lück seine Darstellung im Wesentlichen auf die achtbändige Dokumentation zum Kirchenkampf und den Ausstellungskatalog ‚50 Jahre EKHN‘ von 1997.

Müller, weder Mitglied der BK noch aktiv bei den Deutschen Christen, war ein Mann der Mitte, der sich darum bemühte, dass in der Volkskirche der Reformation Pfarrer und Gemeinden in Nassau-Hessen ‚im Glauben und in der Bruderschaft zusammenstehen‘. Geschildert werden die zahlreichen Bemühungen Müllers als ‚Brückenbauer‘, z.B. in der Bewegung ‚Einheit und Freiheit der Kirche auf dem Grunde des Evangeliums‘ (1937) und im ‚Kirchlichen Einigungswerk‘ (1939).

Lück fasst zusammen: ‚Friedrich Müller war in allem der Mann einer unabhängigen Kirche. Er wehrte sich gegen jeden Eingriff von außen. Zugleich war er staats-treu und fühlte sich an das bestehende Recht gebunden. Er war kein Revolutionär. Er bejahte das nationalsozialistische System. Das hatte für ihn das deutsche Volk verteidigt und ihm zu neuem Selbstbewusstsein verholfen. Die Abwehr von Feinden aller Art war für Müller ein berechtigtes Anliegen‘. (91)

Als nach dem Ende des Krieges die Landeskirche Nassau-Hessen wieder in die drei Landeskirchen zerfiel, aus denen sie 1933 gebildet worden war, wurde Dr. Müller Präsident der vorläufigen hessischen Kirchenregierung und Vorsitzender des Verbindungsausschusses der drei Landeskirchen Hessen, Nassau und Frankfurt. Lück beschreibt detailliert die interessanten Auseinandersetzungen mit dem

Landesbruderrat der BK, der die weithin feststellbare Vereinzelung und Vereinsamung unter der Pfarrerschaft zu überwinden sucht durch die Zustimmung zur Theologischen Erklärung von Barmen (1934). Dr. Müller schätzt die Barmer Theologische Erklärung als ‚unbedingt notwendige Abwehr gefährlicher Irrlehren‘ und als ersten Versuch, ‚fundamentale Grundsätze des alten Glaubens neu zu betonen‘. Aber ihm ist wichtig, dass auf der Grundlage des Evangeliums die ‚Mannigfaltigkeit in der Kirche‘ bejaht werden muss.

Auf dem für den 30.9.1947 geplanten Kirchentag in Friedberg sollte die Vereinigung der drei Landeskirchen beschlossen werden. Friedrich Müller galt vielen außerhalb der BK als möglicher Präsident der neuen Landeskirche, weil er – neben seiner reichen Erfahrung als Mann der Mitte – eine eher föderalistisch strukturierte Kirche anstrebte. Doch Friedrich Müller starb 14 Tage vor dem Kirchentag an einem Herzinfarkt. Die Auseinandersetzungen um den Neuaufbau der Kirche waren offenkundig nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Lück: ‚Es ist anzunehmen, dass die Geschichte der EKHN einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn Friedrich Müller auch den Kirchentag hätte leiten können‘ (112). Am 1. Oktober 1947 wurde Martin Niemöller zum Kirchenpräsidenten der EKHN berufen, der diese Landeskirche wesentlich im Sinn der Bekennenden Kirche zu prägen versuchte.

Wolfgang Lücks Darstellung „Friedrich Müller“ gibt auf gut 100 Seiten einen spannenden Einblick in das kirchenpolitische Engagement eines Mannes der Mitte, eines ‚Brückenbauers‘ in der Zeit des Kirchenkampfes und eines Wegbereiters der EKHN. Neben zahlreichen positiven Initiativen Müllers für einen gemeinsamen Weg kirchlicher Gruppierungen auf der Grundlage des Evangeliums in schwierigen Zeiten benennt Lück durchaus auch die Einstellung Müllers zum nationalsozialistischen Staat, den er als von Gott gesetzt versteht und an dessen bestehendes Recht er sich gebunden fühlt. Das führt bei Müller zu manchen Aussagen, z.B. über den Polenfeldzug oder die Rolle von Juden, die aus heutiger Sicht nicht nachzuvollziehen sind. Manchen Leser könnte weiterführend eine speziellere Untersuchung darüber interessieren, wie z.B. Personen der BK auf Positionen Müllers eingegangen sind.

Insgesamt ist zu wünschen, dass durch diese wertvolle Arbeit Lücks zahlreiche Interessierte neben der bedeutenden Rolle der BK für das kirchliche Leben im Gebiet von Hessen und Nassau auch die wichtige Lebensleistung dieses ‚Mannes der Mitte‘ Friedrich Müller wahrnehmen und schätzen werden.

Claus J. Braun



Young Bin Lie und Sun Whan Lie: Grenzgänger – eine Autobiographie. Steinmann Verlag, Rosengarten b. Hamburg 2013, 271 S., brosch., ISBN 978-927043-43-5, 24,80 Euro

Sie verstehen sich als Botschafter des Friedens und Brückenbauer in einer geteilten Welt – Young Bin Lie, von 1974 bis zu seinem Ruhestand 1991 Pfarrer der Paul-Gerhardt-Gemeinde in Frankfurt-Niederrad, und seine Frau Sun Whan Lie. Die siebzehn Jahre, in denen Lie in der und für die Gemeinde im Frankfurter Süden tätig war, stehen im Zentrum dieser Autobiographie, in der der Verfasser nicht nur seinen Weg aus dem Norden Koreas in die neue Wahlheimat Deutschland beschreibt, sondern sich auch intensiv mit der Kolonial- und Missionsgeschichte Koreas, dem Verhältnis zwischen Sozialismus und Kapitalismus, der Theologie der Befreiung und der weltweiten ökumenischen Bewegung auseinandersetzt.

Aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen verinnerlicht der aus einem Pfarrhaus stammende Lie schon früh den grundlegenden Glaubenssatz seines Vaters: „Wessen Herz nicht in Liebe zu den Menschen brennt, der wird verbrannt durch den Hass des Klassenkampfes.“ In Verbindung mit den Armutserfahrungen der eigenen Kindheit wird die bedingungslose Liebe zu den Menschen nicht nur den weiteren Lebensweg, sondern auch den theologischen Werdegang des Autors bestimmen. Lie gibt überraschende Einschätzungen der Situation in Korea nach der Befreiung aus der japanischen Diktatur, beschreibt seine erste „Begegnung“ mit der Theologie Karl Barths während seines Studiums in Seoul und eckt mit seiner politischen Theologie der Versöhnung bereits im Vikariat in Taejon an. Bestürzt über mehr als vier Millionen Toten, die der Koreakrieg zwischen 1950 und 1953 forderte, findet Lie durch ein Stipendium in der Bundesrepublik Deutschland eine neue Le-

bensperspektive, während seine Frau Sun mit den beiden kleinen Kindern zunächst in Korea zurückbleibt. Stationen seines Studiums sind Erlangen, Bethel, das Ökumenische Institut in Bossey und Bonn. Hier findet Lie das theologische Fundament und die Ermutigung für sein Engagement für die Versöhnung zwischen Ost und West, zwischen der „Ersten“ und der „Dritten“ Welt sowie zwischen dem Christentum und dem Sozialismus – ein Engagement, das auch seine spätere Arbeit in der Paul-Gerhardt-Gemeinde bestimmen wird.

In seinem Grußwort beschreibt der frühere Propst für Frankfurt, Dr. Dieter Trautwein, Young Bin und Sun Wahn Lie treffend als „lebendige Dolmetscher“ für einen konziliaren Prozess, der nicht nur die Eisernen Vorhänge bekämpft, sondern auch die Frage nach der „besseren Gerechtigkeit wachhält“. Es sei ihnen gelungen, die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes und seines Christus glaubwürdig in die menschlichen Schicksale vor Ort zu übertragen. Beispiele dafür finden sich reichlich in dieser Autobiographie: Von der Einrichtung eines Spiel- und Lernkreises für islamische Kinder über die konsequente Ablehnung der Erweiterung des Frankfurter Flughafens bis hin zur Aufnahme von politischen Flüchtlingen.

Obwohl Young Bin und Sun Wahn mit ihren vier Kindern in Frankfurt längst ihr „neues“ Zuhause gefunden hatten, blieben sie ihrer „alten“ Heimat bis heute verbunden. Dies erklärt die – für mich als Westeuropäer – wenig kritische und teils befremdende Sicht auf die Entwicklungen in Nordkorea, die jedoch immer getragen ist von dem sehnlichen Wunsch nach Wiedervereinigung des koreanischen Volkes. Dem kontinuierlichen Einsatz für die Einheit Koreas ist nicht zuletzt das Kapitel „Eine lange Reise zu mir selbst und zu meinem Volk“ gewidmet, das Sun Wahn Lie zur gemeinsamen Autobiographie beigetragen hat.

So ist „Grenzgänger“ von Young Bin und Sun Wahn Lie trotz kleiner sachlicher Mängel (beispielsweise wird die Deutsche Wiedervereinigung ins Jahr 2000 datiert) ein wichtiges Zeugnis grenzüberschreitender Begegnungen in der Weite der Ökumene, die letztlich dem einen Ziel dienen: Hass und Feindschaft zu überwinden und so das vielfarbige Zusammenleben in einer grenzenlosen Welt zu ermöglichen.

Werner Böck

Michael Finzer, Hartmut Keil: 's Lob vum Schebfer, Ausgewählte Bibeltexte in rheinhessischer Mundart gereimt, illustriert von Werner Hartmann, 171 Seiten, Wallertheim 2014, zu beziehen bei dr.finzer@kabelmail.de, www.bibelmundartreim.de.vu

Die Autoren haben im Mai 2014 das zweite Bibelmundartbüchlein herausgebracht. Es ist erstaunlich, wie auch in diesem Buch biblische Texte in Rhein Hessisch gereimt an Ausdruckskraft gewinnen. Die Mundart-Texte sind als Vierzeiler gereimt.

Rhein Hessisch gehört zu den rheinfränkischen Dialekten. Es gibt jedoch keine einheitliche rheinhessische Mundart – sie zeichnet sich vielmehr durch mehrere Varianten aus.

In „'s Lob vum Schebfer“ wurde die süd-rhein Hessische Variante gewählt, genauer: der Dialekt von Worms.

Ernst Fellechner, der ehemalige stv. Vorsitzende des EKHN-Pfarrvereins, schreibt trefend in einem Nachwort:

„Die Bibel lesen ist recht schwer, sie zu verstehen noch viel mehr!

Doch wenn du sie in Reime setzt, sie Kopf und Seele dir ergötzt.

Was „ungereimt“ – versteh ich nicht. Doch Versform hebt den Sinn ans Licht,

weil die gebund'ne Rede sacht / das Schwere leicht und fröhlich macht.

Drum rat ich dir: Schlag nach bei Keil / und Finzer – da find'st du Seelenheil!

Die Bibel im Rhein Hessen-Reim – sie schenkt dir Trost, du bist daheim!“

Martin Zentgraf

Vermietung einer Wohnung

Der Verein evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Kurhessen-Waldeck e.V. bietet in seinem **Emeritenhaus in Marburg, Schützenstraße 50, 1. Stock** eine Wohnung an für Pfarrvereinsmitglieder, auch für Vikare und Vikarinnen bzw. Vikarsfamilien. Pfarrer/innen anderer Landeskirchen sind auch willkommen.

Es handelt sich um eine 3-Zimmer-Wohnung mit Küche und Bad und einer Wohnfläche von rd. 67 m². Der monatliche Mietpreis beträgt 286,00 € zuzüglich Heiz- und Betriebskosten.

Nähere Informationen erhalten Sie von Frau Böge,
Evangelisches Kirchenkreisamt Kirchhain-Marburg,
Universitätsstraße 45, 35037 Marburg, Telefon: 06421-16991-12.

Kaum zu glauben, aber wir alle sprechen Biblisch

Die deutsche Sprache ist ordentlich durchsetzt mit Redewendungen aus der Bibel. Eine Hiobsbotschaft, könnten jetzt Atheisten sagen – und hätten damit gleich das erste Beispiel gebracht.

Von Lothar Schröder

Dass wir sowieso bald alle nur noch Englisch sprechen oder uns mit englischen Wortbrocken durchs Leben hangeln, wird seit Jahren von professionellen Kulturpessimisten derart lustvoll beklagt, dass wir gar nicht mehr anders können, als uns nach dem Brainstorming übers Shoppen auf das nächste Event für Insider zu freuen. Der Untergang des Abendlandes ist also gar nicht mehr so fern, zumal das Englische bei uns höchstwahrscheinlich vom Chinesischen abgelöst wird, was aber schon wegen der male- rischen Schriftzeichen ein wenig länger dauern dürfte.

Und bis dahin sprechen wir dann was? Natürlich Biblisch – und das nach wie vor mit Vehemenz in unseren Redewendungen, die, so ließ es ein Sprachforscher einst poetisch hübsch verlauten, wie kleine Inseln im breiten Fluss der Sprache existieren. Darin wollen wir uns heute ein wenig treiben und diese Kolumne zu einem unerhört großen Teil aus jenen Sentenzen entstehen lassen, die in der Heiligen Schrift gang und gäbe sind.

Das ist selbstverständlich eine Hiobsbotschaft für alle Atheisten und Agnostiker, denen angesichts unserer christlich durchwebten Sprache möglicherweise die Haare zu Berge stehen oder die gar zur Salzsäule erstarren und sich das deutsche Sprachgebiet lieber als eine gottverlassene Gegend wünschen. Doch mit diesen Hoffnungen allein werden auch die

schärfsten Kritiker auf keinen grünen Zweig kommen, weshalb es sich empfiehlt, sein Mütchen lieber andernorts zu kühlen, bevor auch bei uns die babylonische Sprachverwirrung einsetzt.

Gehabt euch also wohl, ihr glaubensfernen Spracherzieher, die Auge um Auge und Zahn um Zahn zu streiten bereit sind, die Satz für Satz auf Herz und Nieren prüfen und damit schwanger gehen, Stein des Anstoßes zu sein. Bis man gar nicht mehr weiß, wo rechts oder links ist oder wir sprachlich nur noch im Dunkeln tappen.

Doch sollte man aus seinem Herzen keine Mördergrube machen und die Zeichen der Zeit erkennen. Vielleicht fällt ja das eine oder andere inkriminierte Wort auch bei den Kirchenfernen auf fruchtbaren Boden. Brief und Siegel kann man darauf natürlich nicht geben. Andererseits: Man muss ja auch nicht zu allem gleich Ja und Amen sagen.

Da diese Kolumne jetzt in den letzten Zügen liegt, in der wir genau 21 biblische Redewendungen verstrickt haben und wir uns gerade keine weitere aus den Rippen schneiden können (und das war Nummer 22), bedanken wir uns an dieser Stelle noch schnell bei Mose, Samuel, Matthäus, Jeremia und Hiob.

*gefunden am 18. August 2014
auf RP Online*

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrer-verein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50. E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98

Pfr. Dierk Glitzenhirm, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 11. 2014

Inhalt:

Editorial 114

Vortrag bei der Tagung „Pfarrer und Pfarrhaus –
Geschichte und Gegenwart“ am 10. Mai 2014
Die Zukunft des Pfarrberufs und des Pfarrhauses
Martin Hein 115

Kirchliche Bindungsprozesse
semiotisch rekonstruiert –
Mitglieder gewinnen
Steffen Merle 122

Jubiläum eines kurhessisch-waldeckischen „Extras“
25 Jahre Pastoralpsychologischer Dienst
Susanna Petig 128

Ordnung als Überlebenskampf
Im Amt sterben oder aufräumen
Heidrun Stripfel 130

Presseinformation
Verantwortungsvoll investieren –
Ethische, soziale und ökologische
Kapitalanlagen 132

Internet-Aktion zur Lutherdekade
365 x Bild und Bibel 133

Ordinationsjubiläum am 19. September 2014
Pfarrverein und Landeskirche luden
78 Jubilare ein 134

Für Sie gelesen 135

Persönliche Nachrichten 141

Auch das noch 143

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.